This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 874,396

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G6
1792-1800

2774.

Goethe's

neue Schriften.

Erſter Band.

Mit einem Kupfer.

Mit Kurfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.

Bei Johann Friedrich Unger.

1792.

Der

Groß-Cophta

ein Lustspiel

in fünf Aufzügen

Personen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis
Die Marquise.
Ihre Nichte.
Der Oberst der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquise.
Gesellschaft von Herren und Damen.
Zwey Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Erleuchteter Saal.)

(Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beym Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der Domherr, neben ihm hinterwärts die Marquiſe, dann folgt eine bunte Reihe, der letzte Mann auf der linken Seite iſt der Ritter. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der Domherr ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die Marquiſe auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.)

Marquiſe.

Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn

unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hoften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr.

Sie fragen, was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich, daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz, von mehr Seiten beſtürmt werden kann, als das meinige! Welche Natur muß ich haben, daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen, was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe.

Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh ich es nicht ein. Geht doch alles, wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr.

Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit?

Marquiſe.

Wird doch wenige Tage zu ertragen ſeyn? — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprochen, uns alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu führen? Hat er nicht den Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft, der uns alle quält, zu ſtillen, jeden nach ſeinem Maße zu befriedigen verſprochen? Und können wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr.

Gut! er hat. — [redacted] aber nicht zugleich alle Zuſam[redacted]te, wie eben die iſt, die wir jetzt hint[redacted]nem Rücken wagen? Se-

bot er uns nicht Fasten, Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, strenge Sammlung und stille Betrachtung der Lehren, die er uns schon überliefert hat? — Und ich bin leichtsinnig genug, heimlich in diesem Gartenhause eine fröhliche Gesellschaft zu versammeln, diese Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erscheinung vorbereiten soll! — Schon mein Gewissen ängstiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke, daß seine Geister ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege ist, uns zu überraschen! — Wer kann vor seinem Zorn bestehen? — Ich würde vor Schaam zu Boden sinken — jeden Augenblick! — es sch[redacted]h höre ihn; ich höre reiten, fahren.

(Er ei[redacted]ge.)

[redacted]ffe. . . . .

(vor sich) O G[redacted] ein unnachahmlicher Schelm! Der [redacted]ärkste Betrüger!

Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenschaft dieses jungen Mannes zu brauchen, sie zu vermehren weiß! Wie er sich seiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumschränkt gebietet! Wir wollen sehen, ob unsre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu seyn, manchmal ein Stündchen ihr beim[illegible] warten und von den Angelege[illegible] liebten Freundes zu spre[illegible] kehre ich nach der Stadt zu[illegible] war sehr freundlich von Ihnen, [illegible] mir auf halbem We-

ge, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmal bereiteten, mir entgegen kamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr.

Es wird sich bald geben! bald.

Marquise.

Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägige Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich für dem großen [redacted] zubereiten. Er erfährt unsre Zu[redacted]kunft, so wenig er unser großes Geheimniß [redacted] darf. (bedenklich:) Könnte es vor der Zei[redacted] werden, daß die Prinzessin verzeiht, [redacted] der Fürst wahr-

ſcheinlich durch eine geliebte Tochter bald verſöhnen läßt; wie leicht könnte das ganze ſchöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunſt zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzeſſin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, dieſem Manne, den ſie fürchtet, unſre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr.

Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieſes ſchwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet iſt. Dieſer große Mann würde uns eher nützen als ſchaden. Vor ihm ſind alle Stände gleich. Zwey liebende Herzen zu verbinden iſt ſein angenehmſtes Geſchäft. Meine Schüler, pflegt er zu ſagen, ſind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm ſeine Geiſter anzeigen, wenn er ſieht, daß in dieſem Augen-

Marquiſe.

Und wenn dann der Schleyer von dieſem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit ſchönern vor den Augen der Menſchen da ſtehn, neben einem Fürſten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürſtin, die Sie nie verkannt hat; wie wird dieſes neue, dieſes leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze ſehen, den Sie ſo ſehr verdienen! —

Domherr.

Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wiſſen, der ich alles ſchuldig bin!

Marquiſe.

Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und iſt nicht gleich lebhaft für Sie hingeriſſen? Wer wünſcht nicht Ihnen, ſelbſt mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr.

Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was iſt das?

Marquiſe.

Seyn Sie unbeſorgt; er fährt vorbey. Die Thüren ſind verſchloſſen, die Läden verwahrt; ich habe aufs genauſte die Fenſter zudecken laſſen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in dieſem Hauſe Geſellſchaft ſey.

Domherr.

Welch ein Lerm, welch ein Getümmel!

(Ein Bedienter tritt ein.)

Bedienter.

Es iſt ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thüre, als wenn man ſie einſchlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelaſſen ſeyn.

Marquiſe.

Iſt das Haus verriegelt? — Macht ihm

nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr.

Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehn vergebens.

Bediente.

(die hereinſtürzen.) Der Graf! der Graf!

Marquiſe.

Wie iſt er herein gekommen!

Bedienter.

Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beyde Flügel.

Domherr.

Wo ſoll ich hin?

Die Frauen.

Wer wird uns retten!

Ritter.

Nur getroſt!

Die Frauen.

Er kommt! er kommt!

Zweyter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf.

(unter der Thüre hinauswärts sprechend.)

Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thüre, laßt niemand entwiſchen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen.

Weh uns!

Die Männer.

Was ſoll das werden!

Graf.

Uriel, du zu meiner Rechten, Ithuriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde.

Die Frauen.

Wohin verkriech' ich mich!

Domherr.

Es iſt alles verloren!

Graf.

Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme) So recht! — »hier bin ich!« das iſt dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt. — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (die Mädchen thun einen lauten Schrey) führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen.

Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe.

Herr Graf!

Die Frauen.

Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf.

Graf.

Uriel, du bittest für sie! Soll ich mich erweichen lassen?

Die Frauen.

Bitte für uns, Uriel!

Marquise.

Ist es erlaubt, diese Geschöpfe so zu ängstigen?

Graf.

Was! Was! auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unsichtbaren Mächten, die neben mir stehen, auf die Kniee! Können Sie ein schuldloses Herz, ein freyes Angesicht gegen diese himmlischen Gestalten wenden?

Ein Mädchen.

Siehst du was?

Die Andre.

Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf.

Wie sieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquise.

Großer Meister! Schone des zarten Geschlechts!

Graf.

Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel! ergreife diese Männer, führe sie in meine tiefsten Keller.

Domherr.

Mein Herr und Meister!

Ritter.

Nicht Ein Wort mehr! Ihre Geister erschrecken uns nicht, und hier ist eine Klinge gegen Sie selbst. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und diese Frauen zu vertheidigen?

Graf.

Thörichter Jüngling! zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf diese freye unbeschützte

Bruſt! ſtoß her, daß ein Zeichen geſchehe für dich und alle. Ein dreifacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft, ſchützt dieſe Bruſt. Stoß her und ſuche die Stücke deiner zerbrochnen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer.

Welche Majeſtät!

Die Frauen.

Welche Gewalt!

Die Männer.

Welche Stimme!

Die Frauen.

Welch ein Mann!

Der Ritter.

Was ſoll ich thun?

Domherr.

Was kann das werden?

Marquiſe.

Was ſoll ich ſagen?

Graf.

Steht auf! ich begnadige das unverständige Geschlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verstoßen; doch alle Züchtigung erlaß' ich euch nicht.

(zu den Männern:)

Entfernt euch! (die Männer treten in den Grund zurück.)

(zu den Frauen:)

und ihr, faßt und sammlet euch.

(als wenn er vertraulich zu den Geistern spräche:)

Uriel! Ithuriel! geht zu euren Brüdern!

(zu den Frauen:)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk seyd. — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen.

Geduld und Gehorsam.

Graf.

Was ist ihr Sinnbild?

Zweytes Mädchen.

Der Mond.

Graf.

(gegen die Marquiſe)

Warum?

Marquiſe.

Weil er ſie erinnert, daß ſie kein eigen Licht haben, ſondern daß ſie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf.

Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hauſe fahrt, werdet ihr linker Hand das erſte Viertel am klaren Himmel erblicken; dann ſprecht unter einander: ſeht, wie zierlich es da ſteht! welches gemäßigte Licht! welche ſchöne Taille! welche Sittſamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachſenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, ſo ermahnt euch unter einander, und ſprecht: wie ſchön glänzt das Bild einer glücklichen

Hausfrau! ſie wendet ihr Geſicht gerade ihrem Manne zu; ſie fängt die Strahlen ſeines Lichtes auf, die ſanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieſes Bild aus, ſo gut ihr nur könnt; ſetzt eure Betrachtungen ſo weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geiſt, erhebt euer Gemüth: denn ſo nur könnt ihr würdig werden, das Angeſicht des Groß-Cophta zu ſchauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenſtande! — Ihr fahrt ſogleich ſämmtlich nach der Stadt, und nur eine ſtrenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beſchleunigen. Lebt wohl.

Marquiſe.

(bey Seite.) Der verwünſchte Kerl! Er iſt ein Fantaſt, ein Lügner, ein Betrüger: ich weiß es, ich bins überzeugt; und doch imponirt er mir.

(Die Frauenzimmer neigen ſich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, auſſer den Damen.

Graf.

Nun Ritter und ihr andern, tretet herbey. Ich hab' euch vergeben; ich ſeh' euch beſchämt, und meine Großmuth überläßt eurem eigenen Herzen Strafe und Beſſerung.

Ritter.

Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meiſter.

Graf.

Aber wenn ihr in der Folge meine Verordnungen überſchreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: ſo hoffet nie das Angeſicht des Groß-Cophta zu ſehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durſtigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was ich euch überlieferte? — Wann ſoll ein Schüler ſeine Betrachtungen anſtellen?

Ritter.

Bey Nachtzeit.

Graf.

Warum?

Erſter Schüler.

Damit er deſto lebhafter fühle, daß er im Finſtern wandelt.

Graf.

Welche Nächte ſoll er vorziehen?

Zweyter Schüler.

Nächte, wenn der Himmel klar iſt und die Sterne funkeln.

Graf.

Warum?

Ritter.

Damit er einſehe, daß viele tauſend Lichter noch nicht hell machen, und damit ſeine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne deſto lebhafter werde.

Graf.

Welchen Stern ſoll er vorzüglich im Auge haben?

Erſter Schüler.

Den Polarſtern.

Graf.

Was ſoll er ſich dabey vorſtellen?

Zweyter Schüler.

Die Liebe des Nächſten.

Graf.

Wie heißt der andre Pol?

Erſter Schüler.

Die Liebe der Weisheit.

Graf.

Haben dieſe beyden Pole eine Achſe?

Ritter.

Freylich, denn ſonſt könnten ſie keine Pole ſeyn. Dieſe Achſe geht durch unſer Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit ſind, und das Univerſum dreht ſich um uns herum.

Graf.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, das dir die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf.

Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter.

Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf.

Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarstern recht in die Augen.

Ritter.

Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf.

Desto besser! — So bejammert euren Ungehorsam, euren Leichtsinn, eure Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter.

Es iſt kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir ſind leicht gekleidet.

Graf.

Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Luſt ſolltet ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft ſollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf.

Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein ſtrenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand rei-

che, den ich mit Gewalt zu mir herauf ziehe, dem ich schon die Geheimnisse des zweyten Grades enthüllt habe — dieser besteht so schlecht bey einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen seines Meisters, nicht die Hoffnung den Groß-Cophta zu sehen, können ihn abhalten, seine Gelage nur wenige Nächte zu verschieben. Pfui! ist das männlich? ist das weise? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geister! die Eröffnung aller Geheimnisse der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Gesundheit, eine unverwüstliche Stärke, eine nie verschwindende Schönheit! Um diese größten Schätze der Welt bemühest du dich, und kannst nicht einem Abendschmause entsagen!

Domherr.

(niederknieend:) Du hast mich oft zu deinen Füßen gesehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! entziehe mir nicht deine Huld. —

Die Reitze — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt du mich wieder ungehorſam finden! gebiete! lege mir auf was du willſt!

Graf.

Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verſtoßen, du Erwählter des Schickſals! Steh auf, komm an meine Bruſt, von der du dich, ſelbſt mit Gewalt, nicht losreiſſen kannſt.

Domherr.

Wie entzückſt du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich büßen und trauren ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf.

Sprich, mein Theurer!

Domherr.

Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren

Mann, den du Groß-Cophta nennſt, den du uns zeigen willſt, von dem du uns ſo viel verſprichſt. Sage mir, wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf.

Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, ſo iſt dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verſtand zu üben, deine Gelehrſamkeit zu beleben, das iſt es, was ich wünſche; ſo möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müſſen meine Schüler. — Als ich ſagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr.

Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es geſtehen ſoll, wenn ich mich vor dir nicht zu

ſchämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ ſogleich dieſen kalten, beſchränkten Welttheil; ſie beſuchte jenen heißen Himmelsſtrich, wo die Sonne noch immer über unſäglichen Geheimniſſen brütet. Egypten ſah ich auf einmal vor mir ſtehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwiſchen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da ſah' ich den Groß-Cophta wandeln; ich ſah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an ſeinen klugen Mund gebunden waren.

Graf.

Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieſer große, herrliche, und ich darf wohl ſagen, dieſer unſterbliche Greis iſt es, von dem ich euch ſagte, den ihr zu ſehen dereinſt hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er ſchon Jahrhunderte auf die-

ſem Erdboden. Indien, Egypten iſt ſein liebſter Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüſten Lybiens, ſorglos erforſcht er dort die Geheimniſſe der Natur. Vor ſeinem gebieteriſch hingeſtreckten Arm ſtutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor ſeinem Schelten, daß die Hand des Weiſen ruhig heilſame Wurzeln aufſuche, Steine zu unterſcheiden wiſſe, die wegen ihrer geheimen Kräfte ſchätzbarer ſind als Gold und Diamanten.

Domherr.

Und dieſen trefflichen Mann ſollen wir ſehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weiſe es möglich ſey?

Graf.

O du Kurzſichtiger! welche Winke ſoll ich dir geben? Dir, deſſen Augen geſchloſſen ſind!

Domherr.

Nur Ein Wort!

Graf.

Graf.

Es iſt genug! — Was der Hörer wiſſen ſoll, pflege ich ihm nie zu ſagen.

Domherr.

Ich brenne vor Begierde, beſonders ſeitdem du mich in den zweyten Grad der Geheimniſſe erhoben haſt. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch ſogleich den dritten ſchenkteſt.

Graf.

Es kann nicht geſchehen!

Domherr.

Warum?

Graf.

Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweyten Grades gefaßt haben magſt und ausüben wirſt.

Domherr.

Prüfe mich ſogleich.

Graf.

Es iſt jezt nicht Zeit.

Domherr.

Nicht Zeit?

Graf.

Hast du schon vergessen, daß die Schüler des zweyten Grades ihre Betrachtungen bey Tage und besonders Morgens anstellen sollen?

Domherr.

So sey es denn morgen bey guter Zeit.

Graf.

Gut! Nun aber zuförderst die Buße nicht versäumt. — Hinunter zu den Andern in den Garten. — — Aber du sollst einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — schaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groß-Cophta; dieses Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünsche deines Herzens eröffne ihm; sprich so leise du willst, er hört dich.

Domherr.

Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean.

(der vorſichtig herein tritt.)

Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf.

Du haſt deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean.

Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Cameraden erſchracken und flohen; es hat keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf.

Es mag gut ſeyn! Ich hätte ſie auch ohne dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröfnend:) Hier für deine

Mühe! Gieb dieß Geld nicht frevelhaft weg; es iſt philoſophiſches Gold. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Taſche behält, wird ſie nie leer.

Saint Jean.

So! da will ichs wohl verwahren.

Graf.

Wohl, und ſpare dir immer zwey, drey Goldſtücke dazu, du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean.

Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf.

Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean.

Wie glücklich ſind Sie!

Graf.

Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean.

Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf.

Das soll dein Schade nicht seyn. Gehe hin und schweige, damit nicht andre diese Quelle kennen lernen. In wenig Zeit sollst du die Stelle haben, um die du gebeten hast.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt

Der Graf.

Glücklicherweise find' ich hier eine wohlbesetzte Tafel, ein feines Dessert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen restauriren, indeß die Menschen glauben, ich halte meine vierzigtägige Fasten. Ich scheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfnisse zu verbergen weiß.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Wohnung des Marquis.)

Der Marquis, hernach la Fleur.

Der Marquis.

(in einem ſehr eleganten Frack vor dem Spiegel.)

Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld? Wie dank' ich der kühnen Induſtrie meiner Frau, daß ſie mir ſo viel verſchafft. Wie anders ſeh ich aus, da ich nun das erſte mal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur.

Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis.

Gieb mir die Chatulle.

La Fleur.

(bringt ſie.) So ſchwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis.

(indem er die Charulle öffnet.) Was ſagſt du, ſind dieſe beyden Uhren nicht ſchön, die ich geſtern kaufte?

La Fleur.

Sehr ſchön.

Marquis.

Und dieſe Doſe?

La Fleur.

Koſtbar und zierlich.

Marquis.

Dieſer Ring?

La Fleur.

Gehört auch Ihnen?

Marquis.

Dieſe Schnallen? Dieſe Stahlknöpfe? Ge-

nug alles zuſammen! Findeſt du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur.

Sie zeichnen ſich nun auf dem Spaziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis.

Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verlohren zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit keines Menſchen zu reizen! Ich hätte lieber todt ſeyn mögen, als länger ſo leben. — Iſt die Nichte ſchon aufgeſtanden?

La Fleur.

Ich glaube kaum. Sie hat wenigſtens das Frühſtück noch nicht gefordert. Es ſcheint mir, ſie iſt erſt wieder eingeſchlafen, ſeitdem Sie heute früh von ihr wegſchlichen.

Marquis.

Unverſchämter! Stille!

La Fleur.

Unter uns darf ich doch aufrichtig ſeyn?

Marquis.

Wenn dir in Gegenwart meiner Frau ſo ein Wort entführe!

La Fleur.

Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis.

Noch kann die Marquiſe unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind, in drey Jahren haben ſie ſich nicht geſehen; ich fürchte, wenn ſie das Kind recht anſieht —

La Fleur.

Das möchte noch alles gehen. Wenn ſie nur nicht die Bekanntſchaft mit dem alten Hexenmeiſter hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann iſt ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm ſeine Geiſter. Wie ging

es im Hauſe des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun ſollte es der Cammerdiener verſchwatzt haben.

Marquis.

Er iſt eben, ſo viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur.

Ach, er bekümmert ſich um alles; und wenn er ſeine Geiſter fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis.

Sollte denn das alles wahr ſeyn, was man von ihm erzählt?

La Fleur.

Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis.

Es iſt doch ſonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis.

Wenn meine Frau mein Verhältniß zur schönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den ersten Augenblick an. Wenn sie ihre Plane durchsetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt sie mich dann nicht machen, was ich will? — Sie selbst?

Zweyter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquise.

Marquise.

Ich komme früher als ich dachte.

Marquis.

Ich freue mich dich endlich wieder zu sehen.

Marquise.

Warum kamst du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis.

Verzeih mir! Ich hatte eben gestern vieles

zu berichtigen. Du schriebst mir ja, daß ich mich zu einer Reise vorbereiten sollte.

Marquise.

Du hast nicht viel verlohren. Der Domherr war unleidlich und die Gesellschaft verstimmt. Zuletzt überraschte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß sich nun einmal die Tollheiten dieses Menschen gefallen lassen.

Marquis.

(lächelnd.) Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (ironisch) Hast du dich bey Hofe recht eingeschmeichelt?

Marquise.

Es ist wahr, wir haben uns lange nicht gesehen. Du warst abwesend als ich verreiste. Gleich als der Fürst und die Prinzessin auf das Lustschloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indeß sich der

Domherr einbildete, ich habe ein Zimmer im Schloſſe und ſehe die Prinzeſſin täglich. Ich ſchickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und ſeine Hoffnung war aufs Aeußerſte geſpannt. Denn wie unglücklich dieſer Mann iſt, ſeitdem ihn ſein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn ſeinen Hoffnungen geſchmeichelt wird, läßt ſich nicht denken. Ich brauchte es nicht ſo künſtlich anzulegen, als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis.

Aber auf die Länge kann dieſes Mährchen nicht halten.

Marquiſe.

Dafür laß mich ſorgen. Er iſt jetzt nahe dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit. Heute Nacht, als er mich auf ſeinem Landhauſe empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzeſſin —

Marquis.

Von der Prinzessin?

Marquise.

Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis.

Und weiter?

Marquise.

Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessin an; ich versicherte ihm, daß sie sich bey ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis.

Gut! aber welchen Vortheil versprichst du dir von allem diesem?

Marquise.

Erstlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis.

Beſtes Weib!

Marquiſe.

Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürſtin mir günſtig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis.

(tritt an den Tiſch und zählt, ohne auf das, was ſie ſagt, acht zu geben.)

Marquiſe.

Aber, wie geſagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt mir mein Anſchlag, ſo ſind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben ſchon lange ein koſtbares Halsband liegen, das ſie gern verkaufen möchten; der Domherr hat ſo viel Credit, daß ſie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis.

(der nach ihr hinſieht.) Was ſagſt du von Terminen? Von Zahlung?

Marquiſe.

Merkſt du denn nicht auf? Du biſt ſo ganz bey dem Gelde.

Marquis.

Hier haſt du deine Hälfte! die meine ſoll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(er zeigt ſich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquiſe.

(vor ſich) O des eitlen, kleinlichen Menſchen!

Marquis.

(ſich herumkehrend) Was wollteſt du ſagen?

Marquiſe.

Du hätteſt beſſer aufgemerkt, wenn du hätteſt ahnden können, von welcher wichtigen Sache ich ſprach. Es iſt nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unſer ganzes Glück zu machen.

Marquis.

Und wie?

Marquiſe.

Erinnerſt du dich von dem koſtbaren Halsband gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürſt ſolle ſeiner Tochter damit ein Geſchenk machen?

Marquis.

Ganz recht! Ich habe es ſogar dieſe Woche noch bey ihnen geſehen, als ich dieſen Ring kaufte; es iſt von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Waſſer, die Anzahl, oder den Geſchmack, womit ſie zuſammengeſetzt ſind, am meiſten bewundern ſoll. Ich konnte mich vom Anblick nicht ſcheiden; dieſer Ring verſchwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne ſchaffen.

ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis.

Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise.

Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der Fürstlichen Familie so gut als anerkannt? — Höre nur! Der Domherr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der neugeschenkten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sey.

Marquis.

Und dieses Halsband denkst du zu unterschlagen?

Marquiſe.

Natürlich! mache dich nur immer reiſefertig. Sobald der Schatz in unſern Händen iſt, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehſt nach England hinüber, verkaufeſt, vertauſcheſt zuerſt die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, ſobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indeſſen will ich die Sache ſchon ſo führen und ſo verwirren, daß der Domherr allein ſtecken bleibt.

Marquis.

Es iſt ein großes Unternehmen; aber ſage mir, fürchteſt du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieſes großen Zauberers, ſolch einen Plan zu entwerfen?

Marquiſe.

Ein großer Schelm iſt er! ſeine Zauberey beſteht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Unverſchämtheit. Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne.

Wir betragen uns gegen einander, wie sich's gebührt; wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis.

Aber die Geister, die er bey sich hat?

Marquise.

Possen!

Marquis.

Die Wunder die er thut?

Marquise.

Mährchen!

Marquis.

So viele haben doch gesehen —

Marquise.

Blinde!

Marquis.

So viele glauben —

Marquise.

Tröpfe!

Marquis.

Es iſt zu allgemein! die ganze Welt iſt davon überzeugt!

Marquiſe.

Weil ſie albern iſt!

Marquis.

Die Wundercuren —

Marquiſe.

Charlatanerie!

Marquis.

Das viele Geld, das er beſitzt —

Marquiſe.

Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis.

Du glaubſt alſo, daß er nicht mehr weiß, als ein anderer?

Marquiſe.

Du mußt unterſcheiden — wenn du kannſt.

Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die gröbste Lüge gehen schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. —— Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jäck.

(herein springend.)

Ihre Nichte frägt: ob sie aufwarten kann? — Sie ist hübsch Ihre Nichte!

Marquise.

Gefällt sie dir? — Laß sie kommen.

(Jäck ab.)

Marquise.

Ich wollte dich eben fragen, wie dir es gegangen ist, ob du sie glücklich in die Stadt

gebracht haſt? Wie iſt ſie geworden? Glaubſt du, daß ſie ihr Glück machen wird?

Marquis.

Sie iſt ſchön, liebenswürdig, ſehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da ſie auf dem Lande erzogen iſt.

Marquiſe.

Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte.

Wie glücklich bin ich Sie wieder zu ſehen, liebſte Tante!

Marquiſe.

Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis.

Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte.

(beſchämt.) Ganz wohl.

Marquiſe.

Wie ſie groß geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe!

Nichte.

Es werden drey Jahre ſeyn.

Marquis.

Groß, ſchön, liebenswürdig! Sie iſt alles geworden, was ihre Jugend uns weiſſagte.

Marquiſe. (zum Marquis.)

Erſtaunſt du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſin gleicht?

Marquis.

So oben hin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſeyn; aber dieſe Geſichtsbildung gehört ihr

allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht vertauſchen wollen.

Marquiſe.

Sie haben eine gute Mutter verlohren.

Nichte.

Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquiſe.

Ihr Bruder iſt nach den Inſeln.

Nichte.

Ich wünſche, daß er ſeyn Glück mache.

Marquis.

Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquiſe.

(zum Marquis) Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis.

Wir haben Muth.

Jäck.

Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquise.

Er ist willkommen!

(Jäck ab.)

Marquise.

(zur Nichte.) Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis.

Ich dächte, sie könnte seinesgleichen schon mehr gesehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquise.

Es scheint, Sie haben so wenig geschlafen als ich.

Ritter.

Gewiß dießmal hat der Graf unsere Geduld sehr geprüft, besonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ste-

hen, dann befahl er uns in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe.

So ſind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zuſammen!

Ritter.

Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe.

Sie iſts.

Ritter.

Ich bitte mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe.

Dieß iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte.

Ich freue mich eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter.

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet) Ihre Tante hat nicht zu viel gesagt; gewiß Sie werden die schönste Zierde unsers gemeinschaftlichen Kreises seyn.

Nichte.

Ich merke wohl, daß man sich in der großen Welt gewöhnen muß diese schmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beschämt; noch vor kurzer Zeit würden mich solche Complimente sehr verlegen gemacht haben.

Ritter.

Wie gut sie spricht!

Marquise.

(Setzt sich.) Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte?)

Ritter.

(setzt sich zu ihr.) Sie scherzen, Marquise!

Marquis.

(erſucht pantomimiſch die Nichte, ihm an der Hutkokarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; ſie thut es, indem ſie ſich an ein Tiſchchen der Marquiſe gegenüber ſetzt. Der Marquis bleibt bey ihr ſtehen.)

Marquiſe.

Wie haben Sie den Domherrn verlaſſen?

Ritter.

Er ſchien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraſchte uns, und ich darf wohl ſagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquiſe.

Und Sie wollten ſich mit gewaffneter Hand den Geiſtern widerſetzen?

Ritter.

Ich verſichere Sie, ſchon längſt war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm ſchon einige mal die Spitze geboten, wenn nicht ſein Stand, ſein Alter, ſeine Erfahrung,

seine übrigen großen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich leugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquise.

Wem geht es nicht so?

Ritter.

Auch Ihnen?

Marquise.

Auch mir.

Ritter.

Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise.

Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bey seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Rit-

Ritter.

Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich stärker sind. Nun aber muß sichs bald entscheiden, heute noch! denn ich weiß nicht, wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöste: denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: seyd mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters erkennt, und gehorcht. Dafür soll euch der schönste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in eure Herzen gesehen. Ich habe euch endlich gefunden. Dafür sollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise.

Heute noch?

Ritter.

Er versprach's.

eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn noch immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freygebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünstigt er Sie nicht auf alle Weise? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt sind? —— Doch Sie sind zerstreut — irre ich, Ritter? oder Ihre Augen sind mehr auf meine Nichte als Ihr Geist auf mein Gespräch gerichtet?

Ritter.

Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenstand reitzt immer.

Marquise.

Besonders wenn er reitzend ist.

Marquis.

(der bisher mit der Nichte leise gesprochen.) Sie sind zerstreut und Ihre Blicke scheinen nach jener Seite gerichtet zu seyn.

Nichte.

Ich ſah meine Tante an. Sie hat ſich nicht geändert ſeitdem ich ſie geſehen habe.

Marquis.

Deſto mehr verändert ſind' ich Sie, ſeitdem der Ritter eingetreten iſt.

Nichte.

Seit dieſen wenigen Augenblicken?

Marquis.

O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte.

Beruhigen Sie ſich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquiſe.

Wir machen doch dieſen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte.

Wie es Ihnen gefällt.

Ritter.

Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise.

Diesmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der egyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck.

Der Graf!

Graf.

(der gleich hinter Jäck herein kommt.) Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurück zu lassen.

Jäck

(der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab.)

Der Graf

(setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen lüftet:)

Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter.

Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (ab.)

Nichte.

Wer ist dieser Herr?

Marquis.

Der Graf Rostro, der größte und wunderbarste aller Sterblichen.

Graf.

Marquiſe! Marquiſe! Wenn ich nicht ſo nachſichtig wäre, wie würde es um Sie ſtehen?

Marquiſe.

Wie das, Herr Graf?

Graf.

Wenn ich nicht ſo nachſichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr ſeyd ein leichtſinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten, daß ich euch weiter in die Geheimniſſe führen ſoll! Habt ihr nicht verſprochen, euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch ſeine Gewalt über die Geiſter ſehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr gehalten?

Marquiſe.

Keine Vorwürfe, beſter Graf! Sie haben uns genug geſtraft.

Graf.

Ich laſſe mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken) Ich ſehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz beſondere Weihung, durch die kräftigſte Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erſcheinen. Es iſt eine Operation, die, wenn ſie nicht geräth, uns allen gefährlich ſeyn kann. Ich ſehe es immer lieber, wenn meine Schüler ſich ſelber vorbereiten, damit ich ſie als umgeſchaffene Menſchen ruhig und ſicher in die Geſellſchaft der Geiſter führen kann.

Marquiſe.

Laſſen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich iſt. Lieber will ich mich der größten Gefahr ausſetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem ſtrengen Gebot unter-

werfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf.

Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht, wie schwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquise.

Ihnen schwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf.

Schwer! sauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geistern sey eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie ihr die Männer mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überlisten. Schon zweymal in meinem Leben habe ich gefürchtet Ihnen unterzuliegen; darum trage ich

dieſes Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Taſche) immer bey mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte.

(zum Marquis) Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee für Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nie reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis.

Wenn Sie erſt die Einſichten, die Gewalt dieſes Mannes kennen ſollten, Sie würden erſtaunen.

Nichte.

Er iſt gefährlich! mir iſt angſt und bange!

(Der Graf ſitzt indeß unbeweglich und ſieht ſtarr vor ſich hin.)

Marquiſe.

Wo ſind ſie, Graf? Sie ſcheinen abwe-

ſend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und ſchüttelt ihn.) Was iſt das? Er rührt ſich nicht! Hören ſie mich doch!

Marquis.

(tritt näher.) Sie ſind ein Kenner von Steinen, wie hoch ſchätzen Sie dieſen Ring? — Er hat die Augen auf und ſieht mich nicht an!

Marquiſe.

(die ihn noch bey dem Arm hält) So ſteif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte.

Sollte er ohnmächtig geworden ſeyn? Er ſprach ſo heftig! Hier iſt etwas zu riechen!

Marquis.

Nein doch, er ſitzt ja ganz gerade, es iſt nichts Hinfälliges an ihm.

Marquiſe.

Stille! er bewegt ſich!

(der Marquis und die Nich[illegible]ten von ihm weg.)

Graf.

(ſehr laut und heftig, indem er vom Stuhle auffährt)
Hier! halt ein, Schwager! hier will ich aus-ſteigen!

Marquiſe.

Wo ſind ſie, Graf?

Graf.

(nachdem er tief Athem geholt hat) Ah — Sehen Sie, ſo geht mir's! (nach einer Pauſe) Da haben Sie ein Beyſpiel! (Pauſe) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unverſehens in große Gefahr; er ſprach die Formel aus, die ich ihm anvertrauet habe; nun konnte ich nicht widerſtehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir ſein Anliegen, ich gab ihm ſchleunigen Rath; nun iſt mein Geiſt wieder hier, verbunden mit der irdiſchen Hülle, die inzwiſchen als ein leb-

loser Klotz zurück blieb. — (Pause) Das Sonderbarste ist dabey, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung, und rufe dem Postillon zu, der eben im Begrif ist vorbey zu fahren. — Hab' ich nicht so was ausgerufen?

Marquise.

Sie erschreckten uns damit. — Sonderbar und erstaunlich! (leise) Welche Unverschämtheit!

Graf.

Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erhohlen. Davon ahndet ihr nichts; ihr wähnt, man mache nur alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis.

Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (leise) Welch ein dreister Lügner!

Nichte.

(herbey tretend) Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf.

Ein gutes, natürliches Kind! (zur Marquiſe) Ihre Nichte?

Marquiſe.

Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verlohren; ſie iſt auf dem Lande erzogen und erſt drey Tage in der Stadt.

Graf.

(die Nichte ſcharf anſehend) So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquiſe.

Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was geſagt?

Graf.

Nicht gerade zu; er hat mich nur auf ſie vorbereitet.

Nichte.

(leise zum Marquis) Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis.

(leise) Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf.

Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen soll. — Sobald sich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er sich umsehen und fragen, wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube? Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wo ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: »sey getrost, du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn du von einer großen Reise zurückkehrest, wird die schönste, reinste Taube vor dir stehen.« — Alles ist eingetroffen, wie ich mirs gar nicht denken konnte.

Ich

Ich komme aus Amerika zurück, und dieſes unſchuldige Kind ſteht vor mir.

Marquis.

(leiſe) Diesmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte.

(leiſe) Ich zittre und bebe!

Marquis.

(leiſe) So hören Sie doch aus.

Marquiſe.

Dem Groß-Cophta ſoll ein unſchuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf.

(zur Marquiſe) Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (zur Nichte, ſanft und freundlich:) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtſam, treten Sie näher! — So! — Eben ſo zeigen Sie ſich dem Groß-Cophta. Seine ſcharfen Augen werden Sie prüfen; er

wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Kryſtall führen, Sie werden darin die Geiſter erblicken, die er beruft, Sie werden das Glück genießen, worauf andre vergebens ſtreben, Sie werden Ihre Freunde belehren und ſogleich einen großen Rang in der Geſellſchaft einnehmen, in die Sie treten; Sie, die jüngſte, aber auch die reinſte. — — Wetten wir, Marquiſe! dieſes Kind wird Sachen ſehen, die den Domherrn höchſt glücklich machen. Wetten wir, Marquiſe?

Marquiſe.

Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte.

(die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen geſucht.)
Verſchonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich!

Graf.

Seyn Sie getroſt, gutes Kind! die Unſchuld hat nichts zu fürchten?

Nichte.

(in der äußersten Bewegung) Ich kann die Geister nicht sehen! ich werde des Todes seyn!

Graf.

(schmeichelnd) Fassen Sie Muth. Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig vor unsre Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquise!

(Die Marquise spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis.

Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder seyn?

Graf.

Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsere Versammlungen gemieden.

Marquis.

Verzeihen Sie, ich war beschäftigt.

Graf.

Sich zu putzen; das Sie den Weibern überlaſſen ſollten.

Marquis.

Sie ſind zu ſtrenge.

Graf.

Nicht ſo ſtrenge, daß ich den ausſchließen ſollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Laſſen Sie uns eine Viertelſtunde ſpatzieren gehn. Wenigſtens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehn beyde!

Nichte.

(die den Grafen zurückhält.) Ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Graf.

Noch einmal, mein Kind: verlaſſen Sie ſich auf mich, daß Ihnen nichts Schreckliches bevorſteht, daß Sie die Unſterblichen mild und freundlich finden werden. Marquiſe! geben Sie ihr einen Begriff von unſern Verſammlungen,

belehren Sie das holde Geſchöpf. Unſer Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem, was ihm zunächſt am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erſcheinung wird ſeine Hoffnungen ſtärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie ſehr, meine Taube, wird er Sie ſchätzen, wenn die Geiſter ihm durch Sie ſein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte.

(dem Grafen nacheilend) Herr Graf! Herr Graf!

Sechſter Auftritt

Die Marquiſe. Die Nichte.

Nichte.

(Da der Graf und der Marquis abgegangen ſind, bleibt Sie in einer troſtloſen Stellung im Hintergrunde ſtehen.)

Marquiſe.

(An dem vordern Theile des Theaters vor ſich.)

Ich verſtehe dieſe Winke; ich danke dir, Graf,

daß du mich für deinesgleichen hältst. Dein Schade soll es nicht seyn, daß du mir nutzest.— Er merkt schon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle, die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahndet er nichts; er glaubt, es sey auf kleine Prellereyen angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln, was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! so müssen Kluge sich verstehen, um thörigte, leichtgläubige Menschen sich zu unterwerfen. (sich umkehrend) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte.

Ich bin verlohren! (geht mit unsichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege stehen:)

Marquiſe.

Faſſen Sie ſich, meine Liebe!

Nichte.

Ich kann — ich werde die Geiſter nicht ſehen!

Marquiſe.

Gutes Kind, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will Ihnen ſchon rathen, ſchon durchhelfen.

Nichte.

Hier iſt kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geiſter ſehen! Ich werde beſchämt vor allen da ſtehen!

Marquiſe.

(vor ſich) Was kann das bedeuten?

Nichte.

Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen!

Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch so nennen darf? Sie sehen kein unschuldiges Mädchen vor sich. Verachten Sie mich nicht! verstoßen Sie mich nicht!

Marquise.

(vor sich) Unerwartet genug! (gegen die Nichte) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte.

Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl, so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquise.

Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte.

Ach! Soll ich ſagen, ſoll ich geſtehen?

Marquiſe.

Nun?

Nichte.

Erſt ſeit dem Tode meiner Mutter iſt die Ruhe, die Glückſeligkeit von mir gewichen.

Marquiſe.

Wie? (abgewendet) Sollt' es möglich ſeyn? (laut) Reden Sie weiter!

Nichte.

O Sie werden mich haſſen! Sie werden mich verwerfen! Unglückſeliger Tag, an dem Ihre Güte ſelbſt mich zu Grunde richtete!

Marquiſe.

Erklären Sie ſich!

Nichte.

O Gott! wie ſchwer iſt es auszuſprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick ſo ſüß

vorſchmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erſte Mann, der mir die Hand mit Inbrunſt drückte, mir in die Augen ſah und ſchwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigſten Verluſte lange unausſprechlich gepreßt, ſich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war; da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte; wie erſchien er mir da als ein Engel, der Mann, den ich ſchon in meiner Kindheit verehrt hatte, erſchien als mein Tröſter! Er drückte ſein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich, ich verdiene es! verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben!

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquiſe.

(vor ſich) Verführt — durch meinen Gemahl! — Beydes überraſcht mich, beydes kommt mir ungelegen. —— Faſſe dich! — Weg mit allen kleinen beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? —— Gewiß —— O! ſie wird nur deſto geſchmeidiger ſeyn, mir blindlings gehorchen —— und über meinen Mann giebt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreiche, ſo iſt mir das übrige alles gleichgültig! — (laut) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleyer über, wir wollen ausfahren, Sie müſſen ſich zerſtreuen.

Nichte.

(indem Sie aufſteht und der Marquiſe um den Hals fällt) Beſte, liebſte Tante, wie beſchämen Sie mich!

Marquiſe.

Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte.

Welche Großmuth!

Marquiſe.

Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſeyn.

Nichte.

Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe.

Und was die Geiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Geheimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geſellſchaft luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer des Domherrn.)

(Im Grunde ein Camin, auf deſſen beyden Seiten zwey Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herrn und einer jungen Dame.

Der Domherr.

(Papiere in der Hand haltend)

Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnſucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchweb' ich in Ungewißheit. Dieſe köſtlichen Züge ſeh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. —

Thor! und was verlangst du? — Ist es nicht schon genug, daß sie schreibt? Dir so viel schreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug schon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Gesinnungen? — Veränderten? — Nein, sie hat sich nie verändert. Sie schwieg, als man mich verstieß; sie verstellte sich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt sie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden, mich wieder herauf zu führen. — Sie wünscht das kostbare Halsband, sie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters, ihr dieses Kleinod zu verschaffen, sie sendet mir ihre Garantie, sie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den ersten Termin aus, um sie noch fester an mich zu knüpfen. — Ja, du wirst — du wirst — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes aussprechen? — du wirst mein seyn! — Welch ein Wort! —

Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen ſterben ſoll!

Zweyter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter.

Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; ſie ſind vor der Thüre.

Domherr.

Laß ſie herein kommen!

(zu den Juwelieren)

Nun, wie sind Sie mit dem Entwurfe des Contrakts zufrieden, den ich Ihnen zugeschickt habe?

Juwelier.

Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr.

Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier.

Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Domherr.

Was ists noch?

Juwelier.

Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Ter-

minen

minen annehmen wollten, ſo werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloße handſchriftliche Verſicherung ein ſo koſtbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es iſt gewiß nicht Mißtrauen; nur unſre Sicherheit in einem ſo wichtigen Geſchäfte —

Domherr.

Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine ſo große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber ſchon geſagt, daß ich das Halsband nicht für mich, ſondern für eine Dame kaufe, die allerdings ſo viel Credit bey Ihnen haben ſollte.

Juwelier.

Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünſchten nur eine Zeile von der Hand unſrer gnädigſten Käuferin.

Domherr.

Ich ſagte Ihnen ſchon, daß es nicht an-

geht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt, mich und Sie zu decken: ſo leſen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und ſpricht für ſich, indem ſie es leſen.)

Zwar hat die Marquiſe ausdrücklich verlangt, ich ſoll das Blatt niemanden zeigen, ſoll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber dieſe Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn ſie nun auch wiſſen wollen, wer mir und Ihnen für eine ſo große Summe ſteht — (laut) Was ſagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier.

(indem er das Blatt zurück giebt.)

Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier

iſt es. Wäre es gefällig, den Contrakt zu unterſchreiben?

Domherr.

Sehr gern.

(Er unterſchreibt und wechſelt das Papier gegen das Schmuckkäſtchen aus.

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine ſollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere.

(gehen mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäck.

Domherr.

(indem er das Halsband betrachtet.)

Koſtbar, ſehr koſtbar! — und werth des ſchlanken weiſſen Halſes, der dich tragen ſoll, werth des himmliſchen Buſens, den du berüh-

ren wirſt. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit ſie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr dieſe Freude zu verſchaffen. Geh, ſey ihr ein Zeuge, daß ich alles für ſie zu thun bereit bin. (den Schmuck anſehend) Wäre ich ein König, du ſollteſt ſie als ein Geſchenk überraſchen und bald durch koſtbarere Geſchenke wieder verdunkelt werden. — Ach wie betrübts mich, wie demüthigts mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter.

(ein Billjet bringend) Ein Bote von der Marquiſe!

Domherr.

Er ſoll warten.

Bedienter.

(ab.)

Domherr.

(lieſt) »Wenn der Schmuck in Ihren Hän-

»den iſt, ſo geben Sie ihn gleich dem
»Ueberbringer. Ich habe die ſchönſte
»Gelegenheit ihn hinaus zu ſchicken;
»eine Kammerfrau iſt in der Stadt, ich
»ſchicke verſchiedene Putzwaaren an die
»Göttliche und packe die Juwelen bey.
»Der Lohn für dieſen kleinen Dienſt
»erwartet Sie ſchon heute Nacht. In
»einer Viertelſtunde bin ich bey Ihnen.
»Was ſteht uns nicht heute bevor!
»Das Angeſicht des Groß-Cophta und
»das Angeſicht eines Engels. Leben
»Sie wohl, liebſter Auserwehlter. Ver-
»brennen Sie dies Blatt.«

Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! ſey der Vorläufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen.

(Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.)

Warum muß auch heute ſich alles zuſammen

drängen? Soll ein einziger Abend mich für so viele Langeweile, so viel Ungeduld und Schmerzen entschädigen? Erscheine sehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geister ins Heiligthum der geheimen Kenntnisse; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum!

(er klingelt.)

Bedienter.

(tritt ein.)

Domherr.

Wer ist von der Marquise da?

Bedienter.

Ihr Jäck.

Domherr.

Laß ihn herein kommen!

Bedienter.

(ab.)

Domherr.

Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck.

(tritt auf.)

Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr.

Bringe dies Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt es feſt, daß du es nicht etwa verlierſt.

Jäck.

So wenig als meinen Kopf.

Domherr.

Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck.

Nicht im Beſtellen.

Domherr.

So geh hin.

Jäck.

Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr.

Ich verſtehe. (giebt dem Knaben Geld.) Hier! wende es wohl an!

Jäck.

Ich geb es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (laut als spräche er für sich, doch so, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürst verdient er zu seyn! (mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr.

Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich diesen Auftrag so schnell ausrichten konnte! — Nur das einzige macht mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürstin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geister, die ihr mir so sichtbar beystandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geschichte nur auf kurze Zeit eurem Meister!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean.

Der Ritter.

Domherr.

Drey Seſſel!

St. Jean.

(ſtellt die Seſſel.)

Ritter.

Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es ſchlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr.

Seyn Sie mir willkommen.

Ritter.

Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſeyn.

Domherr.

Iſt er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter.

So ſchien mirs.

Domherr.

Er bereitet ſich zu feyerlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweyten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter.

Ja er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O wie ſchön glänzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

(indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt.) Ich grüße euch, Männer des zweyten Grades!

Domherr.

Wir danken dir!

Ritter.

Nennst du mich auch schon so?

Graf.

Den ich so grüße, der ists.

(Er setzt sich auf den mittelsten Sessel.)

Bedeckt Euch.

Domherr.

Du befiehlst es! (er setzt auf.)

Graf.

Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter.

(bey Seite, indem er den Hut aufsetzt.)

Welche Milde! Welche Nachsicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimnisse des zweyten Grades zu hören.

Graf.

Setzt euch, meine Freunde, ſetzt euch, meine Gehülfen!

Domherr.

Die Gehülfen ſollten vor dem Meiſter ſtehen, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf.

Wohlgeſprochen! Aber ſie ſitzen bey ihm, weil ſie ſeine Räthe mehr als ſeine Diener ſind.

(Beyde ſetzen ſich.)

Graf.

(zum Ritter) Wie nennt man die Männer des zweyten Grades?

Ritter.

Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf.

Warum mögen ſie dieſen Namen tragen?

Ritter.

Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thätig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf.

Was denkst du von den Endzwecken dieses Grades?

Ritter.

Ich kann mir nicht anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf.

Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter.

Das eigene Beste in dem Besten der Andern zu suchen.

Graf.

Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter.

Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen solle, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf.

Erkläre dich näher.

Ritter.

Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weißt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu stärken, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt,

und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf.

(nach einer Pause) Weiter, mein Sohn.

Ritter.

Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich doch zuletzt derselben auf

ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig seyn kann!

Graf.

Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter.

Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern aufs neue, Ihr gebt Ihnen Hoffnung, daß die Hinderniſſe, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich seyn, daß es möglich sey, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern; daß es möglich sey, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für andere arbeitet, zugleich

gleich den einzigen schönen Lohn für sich gewinnen—

Graf.

(zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hat) Was sagt ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr.

(lächelnd) Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter.

Wie?

Domherr.

Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter.

Was?

Domherr.

Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter.

Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr.

Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweyten Grades: Was du willst, das die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie **nicht**.

Ritter.

(aufspringend) Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf.

Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr.

In unserm Herzen.

Graf.

Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr.

Unſer eigener Vortheil.

Graf.

Was lehrt uns der zweyte Grad?

Domherr.

Weiſe und klug zu ſeyn.

Graf.

Wer iſt der Weiſeſte?

Domherr.

Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf.

Wer iſt der Klügſte?

Domherr.

Der in allem, was ihm begegnet, ſeinen Vortheil findet.

Ritter.

(der wieder aufſpringt) Entlaßt mich! Es iſt mir unmöglich, es iſt mir unerträglich ſolche Reden zu hören!

Domherr.

(halb lachend) Ging es mir doch beynahe eben ſo, wie Ihnen, (zum Grafen) Es iſt ihm zu verzeihen, daß er ſich ſo ungeberdig ſtellt. (zum Ritter) Beruhigen Sie ſich, Sie werden ſchon über ſich ſelbſt lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in dieſem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerey, worin der Meiſter ſeine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reitzende Feenwelt hinüber geführt zu werden. Und freylich iſt es unerwartet, wenn man unſanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man ſich zu entfernen glaubte.

Ritter.

Meine Herren, Sie erlauben, daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhohle.

Domherr.

Gehn Sie nur, gehn Sie und ſehn Sie ſich

in der Welt, ſehn Sie ſich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehn Sie, wie jeder vom andern ſo viel als möglich zu nehmen ſucht, um ihm ſo wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber befehlen, als dienen, lieber ſich tragen laſſen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt ſie ſo ſpärlich als möglich zurück. Alle Menſchen ſind Egoiſten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann ſie ändern wollen. Nur wer ſich ſelbſt nicht kennt, wird läugnen: daß es in ſeinem Herzen eben ſo beſtellt ſey.

Ritter.

Wohin bin ich gerathen!

Domherr.

Dieſen Lauf der Welt wird Ihnen der Meiſter im zweyten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menſchen

nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; daß man sich unversöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will; daß alle vorzügliche Menschen nur Marktschreyer waren und sind — klug genug ihr Ansehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.

Ritter.

Abscheulich! Abscheulich!

Graf.

Es sey genug. Er mag nun selbst denken; und noch ein Wort, eh wir uns trennen. Wie nennt man den ersten Grad?

Domherr.

Die Lehre.

Graf.

Warum?

Domherr.

Damit die Schüler glauben, ſie lernen etwas.

Graf.

Wie nennt man den zweyten Grad?

Domherr.

Die Prüfung.

Graf.

Und weswegen?

Domherr.

Weil der Kopf eines Menſchen darin geprüft wird, und man ſieht, zu was er fähig iſt.

Graf.

Vortrefflich! (leiſe zum Domherrn) Laß uns allein; ich muß dieſen Trotzkopf zu begütigen ſuchen.

Domherr.

Ich hoffte, du würdeſt meine Wünſche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Viertelstunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht besser gekannt, nicht besser beurtheilt?

Graf.

Worin hab' ich mich denn so sehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der sein Glück zu machen wünschte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen strebte, und desto heftiger, je weniger ihm seine Lage Ansprüche zu großen Hoffnungen machte.

Ritter.

Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verschmähete? Wünschte ich nicht meine beste Empfelung von meiner Redlichkeit, meiner Gesetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenschaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf.

Und nun erſchrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken ſollten.

Ritter.

Scherzen Sie nur, ich will ernſthaft reden; ernſthaft zum letztenmahle mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich geſteh' es Ihnen: Ihr Betragen war mir längſt verdächtig. Dieſe geheimen Wiſſenſchaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freyen Welt, dieſe wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben verſichert wurden, dieſe Verwandtſchaft mit Geiſtern, dieſe unfruchtbaren Cerimonien, alles weiſſagete mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Geſinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienſtfertigkeit, Ihre Freygebigkeit, das alles deutete mir dagegen

auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, saugte Ihre Lehren ein bis auf diesen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerstörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen sollte: so bedurft' es nicht dieser Vorbereitungen, dieser Anstalten, die mich beschämen und erniedrigen. Ich verlasse Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf.

Ritter, sehen Sie mich an!

Ritter.

Was verlangen Sie von mir?

Graf.

Was Sie mich thun sehn, thun Sie auch.

(er nimmt den Hut ab.)

Ritter.

Sollen wir mit Cerimonien ſcheiden?

Graf.

Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter.

(Indem er den Hut abnimmt) Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf.

(der ſeinen Hut wegwirft) Nun Ritter?

Ritter.

Was ſoll das?

Graf.

Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter.

(der ſeinen Hut wegwirft) So ſey denn zum letzten mal etwas Unverſtändliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf.

Nicht so thöricht wie du glaubst. (er geht mit offnen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angesicht zu Angesicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, schließe dich an meine Brust, erhabener Meister!

Ritter.

Was soll das? Lassen Sie mich los!

Graf.

Niemals, wenn ich dich nicht eher lassen sollte, als bis meine Freude über diesen meinen trefflichen Freund erschöpft wäre!

Ritter.

Erklärt euch, Ihr macht mich verwirrt!

Graf.

Erinnerst du dich, wie nannte der Domherr den zweyten Grad?

Ritter.

Mich dünkt: die Prüfung.

Graf.

Gut, die haſt du überſtanden.

Ritter.

Erklärt euch!

Graf.

Laß mich erſt meine lebhafteſte Freude in dieſen Umarmungen ausdrücken.

Ritter.

Ich verſtumme!

Graf.

Wie ſelten hab' ich ſie genoſſen! ich wünſche Euch Glück und mir.

Ritter.

Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf.

Du haſt das ſonderbarſte Abentheuer überſtanden, du haſt dir die Würde eines Meiſters ſelbſt gegeben, du haſt dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit ſtürmender Fauſt erobert.

Ritter.

Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf.

Ich wünschte nun, daß dein Verstand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerksamkeit wirst du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter.

Besser zu werden als ich bin, und durch Eure Hülfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf.

Und was erfuhrst du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweyten Grades vernahmst?

Ritter.

Ich erfuhr zu meinem Entsetzen: daß Ihr Euch bisher nur verstelltet und die Schüler

zum

zum Beſten haltet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menſchen machen, ſie zu Egoiſten ſtempeln, die zarteſten Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe, der Treue und jeder ſchönen Aufforderung, die unſer Herz unwiderſtehlich macht, aus ihrem Buſen reiſſen und ſie, ich darf es wohl ſagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, ſchlechten, ganz ſchlechten Menſchen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abſcheu ich dieſen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu ſagen: ich verändere meine Geſinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf.

Eben deswegen ſchließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüße dich als Meiſter. Du haſt die Prüfung überſtanden, du biſt der Verſuchung entgangen, du haſt dich als einen Mann gezeigt, den ich ſuche. Alles was du aus dem Munde des

Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehreren Andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meister einen Lehrling, der sich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen: so versuchen sie ihn erst, und am sichersten geschieht es, wenn sie ihm die scheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihn lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf.

Freylich glaubt ers, der Unglückliche!

Ritter.

Und du, sein Busenfreund, ziehst ihn nicht aus diesem Irrthum?

Graf.

Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer als du denkst. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoisten hebt ihn über alle Menschen hinweg; indem er sie zu übersehen glaubt, läßt er sich alles nach, und giebt andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu übersehen, ihn zu beherrschen.

Ritter.

Ihr solltet nicht ruhen, bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf.

Damit du einsehen lernst, wie schwer das ist, sollst du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter.

(nach einer Pauſe) So wäre es denn wahr, daß ich mich an Euch nicht geirrt habe? daß ich in dir, je länger ich dich kenne, immer den Beſſern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit iſt gränzenlos, meine Freude verſtummt in dieſer Umarmung.

Graf.

Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer ſind Kleider zurecht gelegt, in denen man ſich nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären alle, die ſich ihm heute vorſtellen, rein wie du: ſo würde er von ſeiner Erſcheinung ſelbſt große Freude haben. Du wirſt große Wunder ſehen, und wirſt ſie bald verſtehen, ja bald ſelbſt hervorbringen lernen. Gehe, ſtaune und ſchweige.

Ritter.

Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf allein.

So wäre denn auch dieſer nach ſeiner Art zur Ordnung gewieſen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fiſche einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfiſch iſt, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäuſen ſtellt man Fallen, Füchſen legt man Eiſen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verſcheucht man mit Fackeln. Dieſen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meiſterſtreich wagen, der mein Anſehen bey Allen befeſtigen muß. Die Dekoration iſt in Ordnung, die Marquiſe hat mich verſtanden und es wird alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter.

(in einem langen weißen Feierkleide.)

Alles iſt fertig, Herr Graf! Der Domherr,

der Ritter, die Damen ſind alle gekleidet. Wollen Sie ſich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf.

Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

(Vorſaal und Eingang in die egyptiſche Loge.)

(Muſik.)

Sechs Kinder

(kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Roſenkränze auf dem Kopfe und Rauchfäſſer in den Händen.)

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Roſenkränzen auf dem Haupte, jeder zwey Fakkeln kreutzweiſe über der Bruſt. Sie ziehen anſtändig über das Theater und ſtellen ſich an beyde Seiten.)

Chor der Kinder.

Schon eröffnet iſt der Tempel,
Sind die Hallen, ſind die Grüfte.
Weyhrauch reinige die Lüfte,
Die um dieſe Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sproſſen,
Bleibet in dem Vorhof ſtehn,
Und ihr Weiſen, ihr Genoſſen
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Muſik.)

Die Genoſſen der Loge

(kommen zwey und zwey aus entgegengeſetzten Couliſſen, jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperſon. Sie begegnen einander, grüßen ſich und treten an die Thür der Loge.)

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geiſter, dürfen wir hinan?

ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freylich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das Mannigfaltigſte wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verſchleyerte

(richtet ſich auf.)

Marquiſe.

Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angeſicht ſehen, wir ſchmachten ſchon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleyerte

(ſteht auf und bleibt vor dem Seſſel ſtehen.)

Marquis.

Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küſſen. Die Wünſche, die ſo lange in unſern Herzen ſchliefen,

ſind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden ſie unerträglich unruhig.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleyerte

(tritt ſachte die Stufen herunter.)

Nichte.

(leiſe) Mir zittern alle Glieder!

Domherr.

Verſage uns nicht länger den Glanz deines Angeſichts!

Alle.

Großer Cophta, wir bitten!

(Muſik, wenige raſche Töne.)

(Der Schleyer fällt)

Alle.

(Indem ſie auf einmal aufſtehen und weiter vortreten)

Der Graf!

(Die Jünglinge ſtehen auf.)

Graf.

(der hervortritt) Ja, der Graf! Der Mann,

den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Fast ein Jahr gehe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwissenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entscheidendsten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denselben Mann, den ihr sucht, beständig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß ihr mehr Ursache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdischen Sinn, ich lasse mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich

außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende.

Domherr (bey Seite)

Ich erſtaune!

Ritter (bey Seite)

Ich verſtumme!

Marquiſe (bey Seite)

Seine Unverſchämtheit übertrift meine Erwartung.

Marquis (bey Seite)

Ich bin neugierig zu ſehen, wo das hinaus will.

Graf.

Ihr ſteht beſtürzt? Ihr ſeht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Geſicht zu mir, ſeht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt euer Herz! — Ja, ihr ſeht den Mann vor euch,

der so alt als die egyptischen Priester, so erhaben als die indischen Weisen, sich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die ihr seit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben ist, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieser bald jener Ursache zuschreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich sind, sich selten persönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr.

Ist es möglich, daß es noch mehrere deines gleichen gebe?

Graf.

(in die Höhe deutend) Alles findet seines gleichen, außer ein einziger!

Ritter.

Welch ein erhabener Gedanke!

Marquiſe.

(bey Seite) Welch ein Schelm! das Heiligſte in ſeine Lüge zu verweben!

Graf.

Ja, ſeht her. Dieſem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit dieſem unbewehrten vorgeſtreckten Arm habe ich in den lybiſchen Wüſten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieſer Stimme, die zu euch ſpricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen ſchmeichelte. Er erkannte ſeinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausſchicken; nicht für mich, der ich blutige Speiſe nicht genieße, ja kaum einer irdiſchen Speiſe bedarf, ſondern für meine Schüler, für das Volk, das ſich oft in der Wüſte um mich verſammlete. Dieſen Löwen habe ich in Alexandrien gelaſſen; ich werde bey meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr.

Haben die übrigen Meister deiner Gesellschaft auch so große Fähigkeiten als du?

Graf.

Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; keiner von uns darf sagen: er sey der Größte.

Ritter.

Ist denn der Cirkel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf.

Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr.

Wenn uns deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll, als wir bisher waren: so gieb uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsere Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf.

Graf.

Das ist mein Vorsatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr ausgestanden habt, ist es billig, daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige, wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr.

Ich bin ganz Ohr!

Ritter.

Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden!

Marquis.

Ich bin äußerst neugierig!

Marquise.

Was wird er vorbringen?

Graf.

Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahn-

det, etwas Höheres begehrt; wenn er ſich eine unverwüſtliche Geſundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerſchöpflichen Reichthum, die Neigung der Menſchen, den Gehorſam der Thiere, ja ſogar Gewalt über Elemente und Geiſter ſtufenweiſe zu verſchaffen denkt: ſo kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geſchehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. —— Die größten Geheimniſſe, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen —— in verbis, herbis et lapidibus.

Alle.

Wie?

Graf.

In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pauſe.)

Marquiſe.

(vor ſich) In Steinen? Wenn er die meynt, die ich in der Taſche habe, ſo hat er vollkommen recht.

Marquis.

In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf.

Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache.

Domherr.

In Worten? Hier ahnde ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrucken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf.

Alle dieſe, ja die ſonderbarſten Charaktere, die man jemals geſehen hat, Worte, die eine menſchliche Lippe kaum auszuſprechen vermag.

Ritter.

O lehre ſie uns nach und nach buchſtabiren.

Graf.

Vor allen Dingen müßt ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben, die ausgeſprochen werden, ſondern auf das Herz, das dieſe Worte nach den Lippen ſendet. Ihr ſollt erfahren, was eine unſchuldige Seele für Gewalt über die Geiſter hat.

Nichte.

(vor ſich) Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen, ich zittre und bebe! Wie ſchlecht werde ich meine Rolle ſpielen! ich wollte, ich

wäre weit von hier, ich hätte dieſen Menſchen niemals geſehen.

Graf.

Tritt herbey, ſchönes unſchuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher mit einer holden Freude, daß du zu dem Glück auserleſen biſt, wornach ſo viele ſich ſehnen.

Domherr.

Was ſoll das geben?

Ritter.

Was haben Sie vor?

Graf.

Wartet und merket auf!

(Muſik.)

Der Graf

(giebt ein Zeichen. Ein Dreyfuß ſteigt aus dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befeſtigt iſt. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleyer über, der ihn vorher bedeckt hat, doch ſo, daß ihr Geſicht frey bleibt; ſie tritt hinter den Dreyfuß. Bey dieſer Pantomime lege

der Graf sein gebieterisches Wesen ab; er zeigt sich sehr artig und gefällig, gewissermaßen ehrerbietig gegen sie. Die Kinder mit den Rauchfässern treten neben den Dreyfuß. Der Graf steht zunächst der Nichte, die übrigen gruppiren sich mit Verstand. Die Jünglinge stehen ganz vorn. Die Nichte sieht auf die Kugel, die Gesellschaft auf sie, mit der größten Aufmerksamkeit. Sie scheint einige Worte auszusprechen, sieht wieder auf die Kugel, und biegt sich dann erstaunt, wie Jemand, der was Unerwartetes sieht, zurück, und bleibt in der Stellung stehen. Die Musik hört auf.)

Graf.

Was siehst du, geliebte Tochter? Erschrick nicht, fasse dich! Wir sind bey dir, mein Kind!

Ritter.

Was kann sie sehen? Was wird sie sagen?

Domherr.

Still, sie spricht!

Nichte.

(spricht einige Worte, aber leise, daß man sie nicht verstehen kann.)

Graf.

Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verſtehen!

Nichte.

Ich ſehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterſcheide ich chineſiſche Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf.

Gewöhne dein Auge, ſieh ſtarr hin; was ſiehſt du weiter? Iſt niemand im Zimmer?

Nichte.

Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beym Kerzenlichte — am Tiſche ſitzend — erblick' ich eine Dame; ſie ſchreibt, ſie lieſt.

Domherr.

Sag', kannſt du ſie erkennen? Wie ſieht ſie aus? Wer iſts? Verſchweige nichts?

Vortheil eines Freundes. Kannſt du die Dame kennen? Kennſt du den Freund?

Domherr.

(ihm die Hand küſſend) Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte.

Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg.

(Sie wendet ihr Geſicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf.

Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wüßteſt, unter welchem Schutze du ſtehſt!

(Er unterſtützt ſie.)

Ritter.

(vor ſich) O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das

gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahndet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern mögt' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabey vergeſſen ſollte.

Graf.

Nimm dich zuſammen, meine Taube, ſieh hin, gewiß du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte.

(auf die Kugel blickend) Sie tritt ans Camin, ſie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf.

Was iſt dir?

Nichte.

Ahi!

Marquiſe.

Was haſt du?

Nichte.

Ach in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr.

Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte.

Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter.

Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte.

(mit einem gefühlvollen freudigen Ausdruck)

Ja nun! — Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr.

(der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt)

Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht.

Nichte.

Sie wird unruhig, das Zimmer scheint ihr zu enge, sie geht nach der Glasthüre, sie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf.

Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte.

(verwirrt) Die Geister stehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen ists dunkel.

Marquise.

(zum Domherrn) Sie geht dir entgegen.

Domherr.

Ists möglich!

Marquise.

Du wirsts erfahren.

Nichte.

Ach! (sie fällt in Ohnmacht.)

Ritter.

O Gott! Helft ihr! Schont sie! Es ist unverzeihlich, daß ihr sie nicht eher entlassen habt!

Marquise.

Hier ist Salz.

(Die Hauptpersonen drängen sich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proscenio ins Theater, die Kinder furchtsam zu ihnen. Es macht alles eine schöne aber wilde Gruppe.)

Graf.

Ueberlaßt sie mir! Nur durch himmlischen Balsam kann sie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte.

(Bey der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe; ſie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater.)

Was trägſt du da? Was iſt in dem Bündel?

Mädchen.

Es iſt das Kleid, das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte.

Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

Mädchen. (geht ab.)

Nichte.

Nun bin ich angezogen, wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerey bedeuten? — Wenn ich bedenke, was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt das ohngefähr wie ich die Prinzeſſin beſchrieben habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? In welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich ſehe niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben

willi-

willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter wäre der Mann, an den ich mich wenden könnte. Seine Geſtalt, ſein Betragen, ſeine Geſinnungen zeichneten mir ihn im erſten Augenblicke als einen rechtſchaffenen, einen zuverläßigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverſchämte Mummerey der Geiſterſcene hält er mich für ein Geſchöpf, das der größten Verehrung werth iſt. Was ſoll ich ihm bekennen? Was ſoll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verliehren? Und bin ich nicht ſchon in dieſen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entſtehe was wolle, ich muß ihm ſchreiben. Ich werde ihn ſehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich ver-

dammen, aber nicht verstoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloster, jede Pension soll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie spricht und schreibt:)

»Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer »Hülfe bedarf, und von dem Sie nicht »übler denken müssen, weil Sie Ihnen ver»traut, bittet Sie morgen früh um eine »Viertelstunde Gehör. Halten Sie sich »in der Nähe, ich lasse Ihnen sagen, »wenn ich allein bin. Die traurige Lage, »in der ich mich befinde, nöthigt mich zu »diesem zweydeutigen Schritt.«

So mag es seyn! — — Der kleine Jäck ist mir wohl ein sichrer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft:)

Jäck!

Zweyter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte.

Kleiner! Weißt du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck.

Ich bin oft dort gewesen.

Nichte.

Willst du mir wohl gleich ein Billjet an ihn bestellen? Aber daß es niemand erfährt!

Jäck.

Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte.

(indem sie ihm Geld reicht) Einen Laubthaler!

Jäck.

(der sich auf einem Fuß einigemal herum dreht) Ich habe Flügel.

Nichte.

(indem sie ihm das Billjet giebt) Hier!

Jäck.

Das Geld wird bald verdient seyn. Wahrscheinlich ist er in der Nähe. Um diese Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte.

Das wäre schön. Nur vorsichtig!

Jäck.

Geben Sie nur. Verlassen Sie sich auf mich.

Nichte.

Du bist ein durchtriebener Schelm!

Jäck.

Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Nichte allein.

Wie frech dieser Knabe ist! Wie abgerichtet! So sollt' ich auch werden; und wäre sie

langſamer zu Werke gegangen, ſie hätte mich Schritt vor Schritt ins Verderben geführt. Glücklicher Weiſe werd' ich es gewahr, und fühle noch ſo viel Kraft mich zu retten. Geiſt meiner Mutter, ſteh mir bey! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zuſtande, in welchem ich ſonſt zwiſchen Tugend und Laſter ſchlummerte. O möge dieſer Fehler der erſte Schritt zur Tugend ſeyn!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquiſe.

Marquiſe.

Laſſen Sie ſehen, Nichte, wie finden Sie ſich in das neue Kleid?

Nichte.

Nicht eben ſo ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquiſe.

Nun, nun, es geht ſchon! Es kleidet Sie alles.

Nichte.

Auch der Betrug, wie Sie heute geſehen haben.

Marquiſe.

Wer wird ſolche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend) So! es muß mehr an den Leib geſchloſſen ſeyn, und dieſe Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Nichte.

Noch heute?

Marquiſe.

Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu ſpielen.

Nichte.

Noch eine? Sie ſind unbarmherzig, Tante. Die erſte hat mir ſchon ſo viel Mühe gekoſtet,

daß Sie mich mit der zweyten verſchonen ſollten.

Marquiſe.

Eben deswegen, mein Kind. Noch dieſe und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe koſten.

Nichte.

Ich fürchte, Sie finden mich nicht halb ſo fähig, als Sie glauben.

Marquiſe.

Es kommt auf einen Verſuch an. Dieſe Nacht werden Sie eine ſehr gemeine Rolle zu ſpielen haben.

Nichte.

In dieſem prächtigen Kleide?

Marquiſe.

Dem Inhalte nach, meyne ich. Sie haben eine ſtumme Liebhaberinn vorzuſtellen.

Nichte.

Wie verſtehn Sie das?

Marquiſe.

Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Roſe, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft ſich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von ſich: »mein Herr!« — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: »ſtehn Sie auf!« verſetzen Sie leiſe; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt ſie mit tauſend Küſſen. »Stehn Sie auf!« ſagen Sie alsdann: »entfernen Sie ſich, man könnte uns überraſchen!« Er zaudert; Sie ſtehen vom Sitze auf: »entfernen Sie ſich!« ſagen Sie dringend, und drücken ihm die Roſe in die Hand. Er will Sie aufhalten: »Es kommt jemand!« liſpeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abſchiede

einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: »Wir sehn uns wieder!« und machen sich von ihm los.

Nichte.

Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer ist der Mann? Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich so aussetzen?

Marquise.

Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbey und verscheuche ihn.

Nichte.

Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß, wen ich vorstelle?

Marquiſe.

Betragen Sie ſich edel, ſprechen Sie leiſe; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte.

Welch ein Argwohn erregt mir das blaue Kleid, dieſe ſilbernen Muſchen!

Marquiſe.

Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie ſtellen die Prinzeſſin vor und der Cavalier wird der Domherr ſeyn.

Nichte.

Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlaſſenen Mädchen ſolch eine ſonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zuſammenhang nicht, ich ſehe nicht, was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie, daß es kein Scherz iſt. Wie hart würde einer geſtraft, der die Hand des Fürſten in irgend

einer Unterſchrift nachahmte, der das Bild ſeines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen ſich unterfinge? Und ich ſoll wiſſentlich mein armſeliges Selbſt für die geheiligte Perſon einer Fürſtin geben, ſoll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Geſtalt jener erhabenen Perſon nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit ſchänden, die den Charakter dieſer großen Fürſtin macht? Ich ſchelte mich ſelbſt, ich bin zu beſtrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingeſtand?

Marquiſe.

Es iſt nicht zu ändern.

Nichte.

(Weinend) Meine Tante.

Marquiſe.

(gebieteriſch) Meine Nichte! — Sobald der Wagen da iſt, erfahren Sie es, werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte.

Ich wünſchte —

Marquiſe.

Sie wiſſen was zu thun iſt, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte, nachher Jäck.

Nichte.

So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es iſt gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weiſe in die Hände liefern, und vielleicht iſt der Marquis ſelbſt mit ihr einig.

Von ſolchen Menſchen läßt ſich alles erwarten, und deſto beſſer habe ich gethan, mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute ſchon zu betragen wiſſen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck.

(in der Thüre)

Iſt ſie weg?

Nichte.

Nur herein!

Jäck.

Wie geſagt, ſo gethan!

Nichte.

Was bringſt du?

Jäck.

Hier ein Blättchen! (indem er ihr ein Billiett giebt und ſich dann im Sprunge herum dreht:) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine

Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Nichte.

Wo haſt du ihn angetroffen?

Jäck.

Im Kaffehauſe gegenüber, wie ich ſagte.

Nichte.

Sagte er was zu dir?

Jäck.

Er fragte, ob Sie zu Hauſe, ob Sie allein ſeyen? — Ich muß ſehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Nichte, nachher der Ritter.

Nichte.

(das Billiet leſend:)

»Ich weiß Ihr Vertrauen zu ſchätzen und »freue mich unendlich darüber. Schon

»habe ich Sie im Stillen beklagt, in we»nig Minuten bin ich bey Ihnen« —

O Gott was will das heißen?

»bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht gebieten. In Ihrem Quartier »hab' ich eine Zeitlang gewohnt, und be»ſitze noch durch einen Zufall den Haupt»ſchlüſſel. Ich eile nach Ihrer Garderobe, »ſeyn Sie ohne Sorgen; es ſoll mich nie»mand entdecken, und verlaſſen Sie ſich »in jedem Sinn auf meine Diskretion.«

Ich bin in der entſetzlichſten Verlegenheit! Er wird mich in dieſen Kleidern finden? Was ſoll ich ſagen?

Ritter,

(der aus der Garderobe tritt)

Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen können?

Nichte.

Mein Herr —

Ritter.

(sie scharf ansehend)

Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche sonderbare Kleidung! Was soll ich dazu sagen?

Nichte.

O mein Herr! Ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie sich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich diesen Augenblick. Morgen früh —

Ritter.

Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte.

Ich höre jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter.

Ich gehe, sagen Sie nur: was stellt das Kleid vor?

Nichte.

Nichte.

O Gott!

Ritter.

Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte.

Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter.

Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Nichte.

Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter.

Welche entsetzliche Vermuthungen!

Nichte.

Sie sind wahr.

Ritter.

Die Geisterscene?

Nichte.

War Betrug.

Ritter.

Die Erscheinungen?

Nichte.

Abgeredet.

Ritter.

O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte.

Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehn. Ei-

len Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgott hinauf sieht.

Ritter.

Ich bin verlohren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie, was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehn. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andre, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreyfachen Schauspielerin! Welch ein Glück, daß

ich dieſen Abend hierher kam und Ihnen nicht Zeit ließ, ſich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte.

Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! entfernen Sie ſich! man kommt!

Ritter.

Ich gehe, Sie nie wieder zu ſehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis.

(halb in der Thüre) Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte.

(Indem der Marquis wieder zur Thür hinaus ſieht, betrachtet ſie ſich geſchwind im Spiegel.) Ich ſehe verweint, verworren aus! Was werd' ich ſagen?

Marquis.

(Sie umarmend und fest an sich drückend)

Süßes, holdes Geschöpf!

Nichte.

(ihn zurückhaltend) Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis.

Wir sind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte.

(sich von ihm losmachend) Die Marquise erwartet mich. (Bey Seite) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis.

Was haben Sie? Sie sehen ganz verstöhrt aus.

Nichte.

Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis.

Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte.

Sie wiſſen doch, heute Nacht ſoll ich die Rolle der Prinzeſſin ſpielen. Es iſt erſchrecklich! Kommen Sie! (Sie ſieht ſich inzwiſchen furchtſam nach der Garderobenthür um.)

Marquis.

Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deswegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut, Sie haben nichts zu beſorgen.

Nichte.

So laſſen Sie uns gehen.

Marquis.

Nein doch; ich wollte Ihnen ſagen —

Nichte.

Dazu iſts Morgen Zeit.

Marquis.

Keinesweges! Sie ſcheinen dieſe Abentheuer weniger zu fürchten, als Sie ſollten.

Nichte.

(wie oben) Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis.

Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte.

Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis.

Das Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte.

Mit Ihnen?

Marquis.

Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte.

Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Marquis.

Ich werde Sie leicht aufklären. Die Mas-

kerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte.

(wie oben in Verlegenheit) Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis.

Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte.

Das Halsband?

Marquis.

Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte.

Es iſt nicht möglich!

Marquis.

So gewiß, daß ich ſchon einen Theil davon in der Taſche habe.

Nichte.

Sie? Was ſoll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis.

So treten Sie hieher! (er nähert ſich der Garderobe) Ja, mein Kind! Der Domherr beſaß es kaum eine Viertelſtunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzeſſin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in dieſem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach ſie die ſchöne Arbeit von einander; es that mir im Herzen weh, den koſtbaren Schmuck ſo zerſtöhrt zu ſehen, und ich konnte nur durch

das herrliche Paketchen getröſtet werden, das ſie mir zu meiner Reiſe zubereitete. Ich habe wenigſtens für hundert tauſend Livres Steine in der Taſche. Ich geh noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, ſchaffe Silbergeſchirr und Koſtbarkeiten in Menge.

Nichte.

(welche bisher die größte Verlegenheit verborgen)

Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis.

Wir müſſen jetzt nicht ſorgen, ſondern wagen.

Nichte.

Ich wünſche Ihnen Glück!

Marquis.

Nein, du ſollſt es mir bringen! Du ſollſt und mußt meine Reiſegefährtin ſeyn.

Nichte.

Sie wollen mich dieſer Gefahr ausſetzen?

Marquis.

Die Gefahr ist weit größer, wenn du zurück bleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Mährchen, so lang' es nur gehen will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich dich nicht hier lassen.

Nichte.

Bedenken Sie —

Marquis.

Ich weiß nicht, wie ich dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir sind jetzt reicher als er, der in kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magst heute

Nacht die Perſon der Prinzeſſin noch vorſtellen. — Es iſt die Abſicht meiner Frau, daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren ſoll. Ich nehme deswegen einen beſondern Wagen. Iſt die Scene vorbey, ſo erkläre ich der Marquiſe kurz und gut, daß du mich begleiteſt. Du magſt ein wenig widerſtehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Lerm darf ſie nicht machen, aus Furcht, daß alles verrathen wird. — Du hörſt nicht zu; was iſt dir?

Nichte.

Verzeihen Sie mir, — dieſer Vorſchlag — Ich bin verwirrt — ich verſtumme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklaſſen!

Marquis.

Sie wird ſich ſchon helfen, ſie iſt klug genug. Sie hat dieſe Sache ſo weit gebracht

und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifeltest, so siehst du nun, wie heftig sie ist. Ich werde dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab ich dich verlohren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirst unter dem Schleyer seine Gebieterinn, und ohne Schleyer sein gehorsamstes Liebchen seyn. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon laß ich nicht ab. (Er umarmt sie) Du bist mein geworden, und niemand soll dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn sie die Steine glücklich davon bringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist dir? Du bist nicht bey dir!

Nichte.

Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich, wohin Sie wollen.

Marquis.

Wisse nur, es ist schon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigste zusammen packen lassen. Es kommt auf wenige Tage an, so sind wir neu und besser als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beschweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm trostlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobenthür sieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter.

(Der aus dem Kabinet hervor geht)

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherey und Nichtswürdigkeit hab' ich hinein geblickt! Niemals konnte ich

dieſe Menſchen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren ſie mir verdächtig; aber wenn man ſie bey mir ſolcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte ſie gegen jedermann in Schutz genommen. Nun verſteh' ich dich, ſchöne Verführerin, warum du mich erſt morgen früh ſehen wollteſt! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreiſen ſolle; aber daß er ſie zwingen würde mit ihm zu gehen, dachte ſie nicht. Sie glaubte gewiß, ſeine Neigung zu ihr ſey erſchöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abſcheuliche! Dieſe Unſchuld zu heucheln! — Wie ein himmliſcher Geiſt ſtand ſie vor uns, und die reinſten Weſen ſchienen durch ihren Mund zu ſprechen, indeß ſie eines Liebhabers überdrüßig, ſich nach andern umſieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern ſchielt, die ſie als ein himmliſches Weſen anbeten. Wie ſoll ich das alles

zurecht legen, was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den unerhörtesten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen sie es, den Namen einer vortrefflichen Fürstin zu mißbrauchen, ja sogar ihre Gestalt in einem schändlichen Possenspiel nachzuäffen. Früher oder später wird sichs entdecken, und die Sache endige sich wie sie wolle, so muß sie dem Fürsten und der Fürstin höchst unangenehm seyn. Es leidet keinen Aufschub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich ihn zu retten! Das Halsband ist zerstückt; aber noch ist der Marquis hier, man kann sie fest halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beschämen und sie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes Willen? Er wird mir danken, und

für

für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr, mir seine Protektion versprechen, mir eine ansehnliche Charge zusichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem ersten besten Betrüger sich wieder in die Hände geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in seinem Hause dulden; wird bekennen, daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm, ungeachtet seiner schönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. ——

(geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beschränkter Mensch! Und du siehst nicht ein, daß sich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du so oft vergebens gesucht hast? Mit Recht hat dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte

Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lektion, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht, dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrüger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind keiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat fürs menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie außer Stand ſetzt, ihre Künſte weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab, die Schuldigen zu behandeln wie es ihn recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervor treten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauſpieler eine Laube.)

Der Graf. La Fleur.

La Fleur.

Ich höre noch niemand. Es rührt ſich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf.

(mit anmaßlicher Bedeutung)

Du haſt recht gehört.

La Fleur.

Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es deſto beſſer; denn Sie können verſichert ſeyn, daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſeyn. Ich weiß nicht, was ſie vorhaben.

Mit vier Pferden sind sie vor uns weg gefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thüre still halten. Ich habe sie deswegen an der andern Seite aussteigen lassen. Ich vermuthe, der Domherr ist auch hierher bestellt.

Graf.

(wie oben) Warte! (er hält seinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieser Ring sagt mir, daß du gewissermaßen wahr redest.

La Fleur.

Gewissermaßen?

Graf.

Ja. Das heißt: in so ferne du es selbst wissen kannst. Ich bin nicht allwissend; aber dieser Ring sagt mir immer: ob die Menschen lügen, oder ob sie sich irren.

La Fleur.

Wenn ich Ihnen rathen sollte — doch Sie wissen schon, was das Beste ist.

Graf.

Sprich nur! ich will schon sehn, ob du mir das Beste räthst.

La Fleur.

Ich dächte, wir gingen sachte diese dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder lispeln hören.

Graf.

Ganz recht. Geh' nur voraus und horche, ob der Weg sicher ist.

Zweyter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif es nicht — und nach allen Umständen, die dieser Mensch angiebt, ist es höchst wahrscheinlich. Die Marquise bestellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre, die Prinzessin zu

gewinnen? was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was soll dann dem Menschen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberst der Schweizer-Garde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Kouliſſen.

Oberſt.

(der zuletzt heraus kommt, nach der Scene.)

Hier bleibt verſteckt und rührt euch nicht eher, es mag ſich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da ſie ſtillſchweigen, fallt zu und nehmt gefangen, wen ihr im Garten findet. (zu den Schweizern, die auf dem Theater ſtehn) Ihr gebt auf das näm-

liche Signal acht. Viere verbergen ſich bey der großen Pforte; laßt herein, es komme wer will, aber niemanden hinaus.

Ein Schweizer.

Herein mögen ſie kommen, hinaus ſoll keiner.

Der Oberſt.

Und wer hinaus will, den haltet feſt.

Schweizer.

Wir wollen ſchon wacker anfaſſen.

Oberſt.

Und wenn die Waldhörner ſchweigen, ſo bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwey aber halten die Pforte beſetzt.

Schweizer.

Ja, Herr Oberſt. Ich und mein Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bey der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinaus ſchlupfet.

Oberſt.

Geht nur, Kinder, geht, ſo iſts recht!

(Die vier Schweizer gehn ab.)

Oberſt.

Ihr beyde tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüſch; das übrige wißt ihr.

Schweizer.

Gut.

Oberſt.

So, Ritter, wären unſre Poſten alle beſetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaub' ich, wir werden hier auf dieſem Platze den beſten Fang thun.

Ritter.

Wie ſo, Herr Oberſt?

Oberſt.

Da von Liebeshändeln die Rede iſt, ſo werden ſie dieſes Plätzchen gewiß ausſuchen. In dem übrigen Garten ſind die Alleen zu gerade,

die Plätze zu licht; dieses Buschwerk, diese Lauben sind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zusammen gewachsen.

Ritter.

Ich bin recht in Sorgen, bis alles vorüber ist.

Oberst.

Unter solchen Umständen sollt' es einem Soldaten erst recht wohl werden.

Ritter.

Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Posten stehn. Sie werden mir es nicht verdenken, daß es mir bang' um das Schicksal dieser Menschen ist, wenn sie gleich nichtswürdig genug sind, und meine Absicht ganz löblich war.

Oberst.

Seyn Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürsten und vom Minister, die Sache in der

Kürze abzuthun; man verläßt sich auf mich. Und der Fürst hat sehr recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geschichte Aufsehn macht, so denken doch die Menschen von der Sache was sie wollen, und es ist also immer besser, man thut sie im Stillen ab. Desto größer wird auch Ihr Verdienst, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt, ich höre was; lassen Sie uns bey Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquise. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquise.

(zum Marquis, der nur eben heraus tritt)

Bleiben Sie nur immer in diesem Gebüsch und halten Sie sich still. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis.

(tritt zurück.)

Marquiſe.

Hier, liebes Kind, iſt die Laube, hier iſt die Roſe; das Uebrige wiſſen Sie.

Nichte.

O liebſte Tante, verlaſſen Sie mich nicht! Handeln Sie menſchlich mit mir; bedenken Sie, was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu gefallen wage!

Marquiſe.

Wir ſind bey Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es iſt keine Gefahr, in fünf Minuten iſt alles vorüber.

(Die Marquiſe tritt ab.)

Nichte allein.

O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geſchah,

und zeigt ein ernſtes fürchterliches Geſicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte.

(ſetzt ſich in die Laube und hält die Roſe in der Hand.)

Der Domherr.

(der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt)

Eine tiefe Stille weiſſagt mir meine nahe Glückſeligkeit. Ich vernehme keinen Laut in dieſen Gärten, die ſonſt durch die Gunſt des Fürſten allen Spaziergängern offen ſtehn und bey ſchönen Abenden oft von einem einſamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar beſucht werden. O ich danke dir, himmliſches Licht, daß du dich heute in einen ſtillen Schleyer hülleſt! Du erfreueſt mich, rauher Wind, du drohende trübe Regen-

wolke, daß ihr die leichſinnigen Geſellſchaften verſcheuchet, die in dieſen Gängen oft umſonſt hin und wieder ſchwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß andere an den ſüßeſten Vergnügungen ſtöhren. O ihr ſchönen Bäume, wie ſcheint ihr mir ſeit den wenigen Sommern gewachſen, ſeit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich ſeh' euch nun wieder, ſeh' euch mit den ſchönſten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einſt in euern jungen Schatten beſchäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichſte von allen Sterblichen.

Marquiſe.

(die leiſe zu ihm tritt)

Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie ſich, nähern Sie ſich Ihrem Glück! Sehn Sie dort in der Laube?

Domherr.

O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquiſe

(tritt zurück.)

Der Domherr

(tritt an die Laube und wirft ſich der Nichte zu Füßen)

Anbetungswürdige Sterbliche, erſte der Frauen! Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen verſtummen, laſſen Sie mich auf dieſer Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte.

Mein Herr!

Domherr.

Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es iſt an Ihrer Gegenwart genug. Verſchwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an dieſem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt iſt voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verſtand, Ihre Tugend entzückt alle Menſchen. Sie ſind wie eine Gottheit, niemand naht ſich ihr, als um ſie anzubeten, als um das Unmögliche von

ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstin —

Nichte.

O stehn Sie auf mein Herr —

Domherr.

Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte.

(indem sie aufsteht)

Es ist genug!

Domherr.

(knieend und sie zurück haltend)

Ja wohl der Worte genug, der Worte schon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, wenn sie unsre Bedürfnisse, unsre Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch bes-

Domherr.

(auf ihren Händen ruhend)

Sie machen mich zum glücklichſten Menſchen, gebieten Sie unumſchränkt über mich.

(Es laſſen ſich in der Ferne zwey Waldhörner hören, die eine höchſt angenehme Kadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indeſſen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquiſe. Der Marquis, hernach der Oberſte der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquiſe.

(zwiſchen die beiden hinein tretend)

Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie ſich; ich habe ein Geräuſch gehört, Sie ſind keinen Augenblick ſicher. Man könnte die Prinzeſſin im Schloſſe vermiſſen; eilen Sie, wir müſſen weg.

Domherr.

(sich losreissend.)

Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht sachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise.

Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut, Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundinn bald wieder sehn. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Der Marquis

(umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber.)

Hierher, schönes Kind, kommen Sie mit mir, vor jener Thüre steht mein Wagen.

Die Nichte.

(zaudernd.)

O Gott, was will das werden!

Marquise.

(nach der Nichte greifend)

Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis.

Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen, alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen.

Marquise.

Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte. (zaudernd)

Meine Tante —

Marquis.

(ſie fortziehend)

Geſtehn Sie es ihr, keine Verſtellung! Es iſt abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerſtand, oder ich mache Lärm, und bin in dieſem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquiſe.

Entſetzlich! Entſetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner ſchweigen auf einmal, nachdem ſie ein lebhaftes Stück geblaſen.)

Der Oberſte

(der den Domherrn zurück bringt und dem zwey Schweizer folgen.)

Hierher, mein Herr, hierher.

Domherr.

Was unterſtehn Sie ſich? Dieſer Spatziergang iſt einem jeden frey gegeben.

Oberſt.

Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie ſich gutwillig.

Domherr.

Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Taſche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſt.

Stecken Sie ihr Terzerol ein. Sie können nach mir ſchießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt niemand hinaus. Ergeben Sie ſich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegen rannten.

Marquiſe.

(die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat)

Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite. Wenn wir nicht einig ſind, gehn wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehn, wo ſie herein gekommen ſind; es treten ihnen zwey Schweizer in den Weg.)

Marquiſe.

Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis.

Wir ſind verrathen!

Nichte.

Ich bin verlohren!

Domherr.

(Der in dieſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt.)

O Gott!

Oberſter.

Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind alle meine Gefangene.

Domherr.

(auf die Nichte deutend)

Auch dieſe?

Oberſt.

Gewiß!

Domherr.

Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt.

Nicht ſo groß, als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr.

Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dies überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt.

Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehn.

Marquiſe.

Wohin?

Marquis.

O warum mußt ich mit hieher kommen!

Nichte.

Meine Furcht war gegründet!

Domherr.

So bin ich denn der Unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſts möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterinn — meine Freunde — ich bins, der euch unglücklich macht! O warum mußt ich leben? warum ſo lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal

einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenständen abzustumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich schelten, mich hassen; und doch, wenn ich mich in diesem Augenblicke ansehe, so kann ich nicht wünschen, das es anders seyn möge. Ich bin immer noch der Glücklichste mitten im Unglück!

Oberst.

Endigen Sie, mein Herr; denn es ist Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr.

Ja, ich will; aber zuerst entlassen Sie unsre Gebieterin. Wie? sie sollte hier in Nacht und Thau stehn, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem sie Theil nimmt? Nein, sie kehre zurück in ihre Zimmer, sie

bleibe nicht länger den Augen dieſer Knechte ausgeſetzt, die ſich über ihre Beſchämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürſtinn! wer kann ſich Ihnen widerſetzen? Und dieſer Mann, der mich gefangen halten darf, dieſe Koloſſen, die mir ihre Hellebarden entgegen ſetzen, ſind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl. Wer will Sie aufhalten? Aber vergeſſen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt ſind. Gehn Sie noch einen Augenblick auf ſeine Qual, auf ſeine Wehmuth, und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Nichte zu Füßen, die ſich auf die Marquiſe lehnt. Der Marquis ſteht dabey in einer verlegenen Stellung, und ſie machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwey Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſte und zwey Schweizer ſtehn an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf.

(den zwey Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreibend)

Ich sag' euch, daß ihr eure Grobheit Zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro, di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister —

Schweizer.

Bring' er das unserm Obersten vor, der versteht das Wälsche, sieht Er; und wenn Er nicht geradezu geht, so werden wir ihn rechts und links in die Rippen stoßen und Ihm den Weg weisen, wie's uns befohlen ist.

Graf.

Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer.

Die hat der, der uns kommandiert. Ich sags Ihm, geh Er gerade zu, ganz gerade dahin, da steht unser Oberster.

Graf.

(gebieterisch)

Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr.

(der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und auffährt.)

Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdigster Meister, erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu gestehen, daß ich dieses Abendteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geschehen ist, du weißt, wie unglücklich es ablief; sonst wärst du nicht gekommen. In dieser einzigen Er-

Domherr.

Welch ein Wunder!

Marquiſe.

(zum Marquis)

Was ſoll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis.

Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeiſter iſt.

Oberſt.

Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nun ſchon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter.

Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen

(außer dem Oberſten)

Was ſoll das heißen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter.

Ja, ich bin hier, um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte.

Daran bin ich allein Schuld!

Domherr.

Was ſoll das heißen? Ich werde wahnſinnig!

Oberſter.

Sie kennen alſo dieſen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieſer in ſolcher Geſellſchaft ehrlich geblieben iſt. Er hat eure Schelmereyen beobachtet, er hat ſie dem Fürſten entdeckt, und ich habe den Auftrag zu unterſuchen und zu ſtrafen. (Zum Domherrn) Zuförderſt alſo, damit Sie einſehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie ſehr Sie betrogen ſind; ſo erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man dieſen Abend unſre Fürſtin geläſtert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Geſicht.)

Domherr.

(erkennt ſie und drückt pantomimiſch ſein Entſetzen aus.)

Ritter.

Wie die Fürſtin, ſo die Geiſter! — Solchen Menſchen vertrauten Sie!

Domherr.

Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberſter.

Dieſe Nichtswürdigen haben ſich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den ſtrafwürdigſten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr.

Herr Oberſt —

Oberſt.

Beruhigen Sie ſich! Und erfahren Sie zuförderſt, daß der Fürſt edel genug denkt, um auch diesmal Ihren Leichtſinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu beſtrafen. Was ſag' ich, beſtrafen? Er will vielmehr den zweyten Verſuch machen, ob es möglich ſey, Sie zu beſſern, Sie der großen Ahnherren würdig zu machen, von denen Sie abſtammen. Ihre Ent-

fernung vom Hofe, die nun zwey Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an, daß Sie frey ſind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlaſſen, unter dem Vorwande, als wenn Sie eine groſse Reiſe zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürſt beſonders ſchätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frey in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erſt unterrichtet ſind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel ausſieht, in den Sie ſich eingelaſſen haben.

Domherr.

Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberſt.

(zu dem Marquis)

Geben Sie zuförderſt die Juwelen heraus, die Sie in der Taſche haben.

Marquis.

Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer.

Er hat da was erſt in den Buſch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man ſucht und bringt das Käſtchen hervor, das man dem Oberſten überreicht.)

Oberſt.

Läugnet nicht weiter! Es iſt alles am Tage. (zur Marquiſe) Wo ſind die übrigen Steine? Geſtehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hauſe, und zu Hauſe bey Ihnen iſt in dieſem Augenblicke alles verſiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquiſe.

Hier ſind ſie. (Das Schmuckkäſtchen hervorbringend) So dacht' ich ſie nicht los zu werden.

Oberſt.

(zum Domherrn)

Man wird dieſe Juwelen den Hofjuwilieren wieder zuſtellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlöſen. Die falſche Unterſchrift der Prinzeſſin werden Sie dagegen zurück laſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr.

Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehn; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenſchaft aus dem Herzen reiſſen, die ich für meine Fürſtin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr

entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde: aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin, wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberſt.

Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenz-Veſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat, ob ihre Schelmſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſichs, daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird

man sie in der Stille des Landes verweisen und so von diesem betrügerischen Volke sich befreyen. Es sind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! man begleite sie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk steht, und übergebe sie dort den Dragonern.

Nichte.

Wenn ein unglückliches Mädchen von einem strengen Urtheilsspruch noch auf Gnade sich berufen darf, so hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von diesen Menschen, die meine Verwandte sind, sich meine Freunde nannten und mich in das tiefste Elend gestürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloster.

Ritter.

Was höre ich?

Oberst.

Ist es Ihr Ernst?

Nichte.

O hätte dieser Mann geglaubt, daß meine Gesinnungen aufrichtig seyen, so wären wir alle nicht, wo wir sind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt. Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beyschaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verlohren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen, unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürstlichen Gunst, der einträglichen Stellen, in deren Besitz Sie

ſich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken ſollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bey Hofe ſind, Ihren Einfluß, das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte.

(Zum Oberſten:)

Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünſchen, ſo ſchicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht.

Oberſt.

Sie rührt mich!

Ritter.

Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte.

O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberſt.

Ich kann Ihren Wunſch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Inſtruction ab.

Nichte.

Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Inſtruction, wenn die Abſicht iſt, wie es ſcheint, dieſen verwegenen Handel im Stillen beyzulegen. Verbannen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geſchichte erzählen, man wird ſie wiederhohlen. Man wird fragen: »wie ſieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie ſoll, ſie muß der Prinzeſſin glei-

chen, ſonſt hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geſpielt werden. Wo iſt ſie? Man muß ſie ſehen, man muß ſie kennen.- O Ritter, wenn ich ein Geſchöpf war, wie Sie dachten, ſo wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünſcht genug, und ich brauchte keine Ausſtattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberſt.

Hiermit ſey es genug! Begleitet jene Drey an den Wagen; der Officier, dem ihr ſie übergebt, weiß ſchon das weitere.

Marquis.

(leiſe zur Marquiſe)

Es iſt nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehn, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquiſe.

Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen;

nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab, ihr Luft zu machen.

Oberſt.

Nur fort!

Marquiſe.

Bedenken Sie, Herr Oberſt, und laſſen Sie den Fürſten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er ſeine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberſt.

Das hätten Sie bedenken ſollen! — Gehen Sie! Schon hat man dieſe noch lange nicht erwieſene Verwandtſchaft zu Ihrem Vortheil mit in Anſchlag gebracht.

Graf.

Mein Herr, Sie vermiſchen mit dieſem Geſindel einen Mann, der gewohnt iſt, überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberſt.

Gehorchen Sie!

Graf.

Es iſt mir unmöglich!

Oberſt.

So wird man Sie's lehren.

Graf.

Ein Reiſender, der überall, wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberſt.

Es wird ſich zeigen.

Graf.

Dem man wie einem Schutzgeiſt Tempel bauen ſollte.

Oberſt.

Es wird ſich finden.

Graf.

Der ſich als Groß-Cophta legitimirt hat.

Oberſt.

Wodurch?

Graf.

Durch Wunder.

Oberſt.

Wiederhohlen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geiſter herbey, laſſen Sie ſich befreyen.

Graf.

Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch ſehen zu laſſen.

Oberſt.

Groß gedacht! So unterwerfen Sie ſich dem Befehl.

Graf.

Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen: aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürſten ſolche Geheimniſſe melden, daß er mich im Triumpfe zurückholen ſoll, und Sie werden vor dem Wagen voranreiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberſt.

Das wird ſich alles finden, nur heute kann ich ſie unmöglich begleiten. Fort mit Ihnen.

Schweizer.

Fort, ſagt der Oberſte, und wenn ihr nicht geht, ſo werdet ihr unſre Hellebarden fühlen.

Graf.

Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer

(ſchlagen auf ihn los.)

Will Er das lezte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drey Perſonen ab.)

Oberſt.

(zur Richte)

Und Sie ſollen noch heute Nacht in das Frauenkloſter, das keine Viertelſtunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernſt iſt ſich von der Welt zu ſcheiden, ſo ſollen Sie Gelegenheit finden.

Richte.

Es ist mein völliger Ernst. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. (zum Ritter) Aber das muß ich Ihnen noch sagen, daß ich meine erste, lebhafte Neigung mit in die Einsamkeit nehme— die Neigung zu Ihnen.

Ritter.

Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: »man hat mich unglücklich gemacht;« und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir sage: »auch dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirkten.« O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken

Des

Joseph Balsamo, genannt Cagliostro,

Stammbaum.

Mit einigen Nachrichten

von

seiner in Palermo noch lebenden Familie.

Als ich mich im Jahr 1787 zu Palermo befand, hörte ich an einem öffentlichen Tiſche manches über Caglioſtro, deſſen Herkunft und Schickſale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewiſſer Joſeph Balſamo in ihrer Stadt gebohren, wegen mancherley ſchlechter Streiche berüchtigt, und verbannt ſey. Ob aber dieſer mit dem Grafen Caglioſtro nur eine Perſon ſey? darüber waren die Meynungen getheilt. Einige, die ihn ehemals geſehen hatten, wollten ſeine Geſtalt in jenem Kupferſtiche wieder finden, der bey uns bekannt genug iſt und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen, der Welt, bey einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die albernsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beylagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der

Erzähler erbot sich, mich bey ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin, und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documente in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor, wie man ihn auf der beygefügten Tafel gezeichnet findet, und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe, als zu leichterer Uebersicht desselben nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Mattheus Martello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwey Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Bracconeri

verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Eine andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Ort La Noara, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwey Glockengießer dieses Namens leben. Diese Großtante war in der Folge Pathe bey Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes, und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drey Kinder, Felicitas, Mattheus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Josephs, machte Bankerout und starb in seinem 45sten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegen-

wärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter, Johanna Joseph-Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drey Kinder zeugte und starb.

Die Abstammungen der Seitenverwandten zeigt der Stammbaum deutlich genug, und die Verstorbenen sind mit einem Kreuze bezeichnet.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehekontrakte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ohngefähr die Umstände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehn) die uns nunmehr aus den römischen Prozeßakten bekannt geworden sind: daß Joseph Balsamo Anfangs Junii 1743 zu Palermo gebohren, von Vincenza Martello, verheiratheter Cagliostro, aus der Taufe gehoben sey, daß er in sei-

er im Vorzimmer des Präſidenten, den Advokaten der Gegenparthey aufs grimmigſte zu mißhandeln, wenn er nicht ſogleich die Verhaftung des Balſamo wieder aufhöbe. Als der gegenſeitige Sachwalter ſich weigerte, ergriff er ihn, ſchlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehrerern Mißhandlungen abzuhalten, als der Präſident ſelbſt auf den Lerm herauseilte und Frieden gebot.

Dieſer, ein ſchwacher, abhängiger Mann, wagte es nicht, den Beleidiger zu beſtrafen; die Gegenparthey und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balſamo ward in Freyheit geſetzt, ohne daß bey den Akten ſich eine Regiſtratur über ſeine Loslaſſung befindet, weder wer ſie verfügt, noch wie ſie geſchehen.

Bald darauf entfernte er ſich von Palermo und that verſchiedene Reiſen, von welchen der Verfaſſer nur unvollſtändige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bey meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe: so wäre es mir erlaubt gewesen, eine Abschrift zu nehmen, und meine Freunde und das Publikum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste, und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrü-

gers so viel beytragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte: so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andre erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Akten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaum so manche

Perſonen, beſonders Mutter und Schweſter, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfaſſer des Memoire meinen Wunſch ſie zu ſehen und die Verwandten eines ſo ſonderbaren Menſchen kennen zu lernen. Er verſetzte, daß es ſchwer ſeyn werde dazu zu gelangen, indem dieſe Menſchen arm, aber ehrbar und ſehr eingezogen lebten, keine Fremden zu ſehen gewohnt ſeyen, und der argwöhniſche Charakter der Nation ſich aus einer ſolchen Erſcheinung allerley deuten werde; doch wolle er mir ſeinen Schreiber ſchicken, der bey der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zuſammengeſetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erſchien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, ſagte er, bisher immer vermieden, dieſen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehekon-

tracte, Taufſcheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familenſtipendio, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrſcheinlich, daß der junge Capitummino ſich dazu wohl qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, in wiefern der Knabe darauf Anſprüche machen könne. Es werde freylich nachher alles auf Negoziation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verſpräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und ſeit der Zeit hüte ich mich, vor ihnen zu erſcheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich

die

die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatze nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag ſeyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptſtraße, il Cassero genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſeyn, war beſchäftigt das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war

reinlich gekleidet, und schlug, als wir hineintraten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die schmutzige Seite zu verstecken. Sie sah meinen Führer freudig an und sagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er versetzte: in unsrer Sache hat mirs noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt, und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen sollte, war nicht ganz in unsrer Abrede; indessen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte sie. Es kennt ihn ganz Europa, versetzte ich: und ich glaube, es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie hinein,

ſagte ſie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war ſo groß und hoch, daß es bey uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beynah die ganze Wohnung der Familie zu ſeyn. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten, und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldnen Rahmen herum hingen. Zwey große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet geweſen, ſtanden darneben, und die Backſteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenſter verſammlet war.

Indeß mein Führer der alten Balſamo, die in der Ecke ſaß, die Urſache unſers Beſuchs erklärte und ſeine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederhohlte, hatte ich Zeit, das Zimmer und die übrigen Perſonen zu betrachten. Ein Mädchen von ohngefähr ſechzehn Jahren, wohl gewachſen, deren Geſichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, ſtand am Fenſter. Neben ihr ein junger Menſch, deſſen unangenehme durch die Blattern verzerrte Bildung mir auffiel. In einem Lehnſeſſel ſaß, oder lag vielmehr gegen dem Fenſter über eine kranke ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dollmetſchen laſſen, eh ich ſie beantworten konnte, da mir der ſicilianiſche Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdollmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſrer Unterredung gab mir Gelegenheit, meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſey. Ihre Freude, die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnte ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen, und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederhohlte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden, und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich ſie anſah und ſie mit ihrer Mutter verglich, deſto auffallender war mir der Unterſchied beyder Geſtalten. Eine lebhafte geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Geſtalt der Tochter hervor, ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſeyn. Mit lebhaften blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte; indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determinirt, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Kniee gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ih-

res Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht Sicilien zu sehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurück kommen und das Fest der heil. Rosalie mit ihnen feyern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte, und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halb laut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede sey? Er sagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sey; sie habe bey seiner schnellen Abreise von Palermo versetzte Sachen für ihn eingelöset; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache.

Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, und ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu sagen und erbot mich, den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage: sie sey eine Wittwe mit drey Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andre sey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Ausser diesen drey Kindern habe sie ihre Mutter bey sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdieß habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeit-

samkeit reiche kaum hin, sich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbelohnt lasse; seufze aber doch sehr unter der Last, die sie schon so lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, die Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für sie gesinnt zu seyn schiene, und daß es sich wohl nicht schicke, jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wieder kommen

möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Geberden ein Ende, und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sey, und wir schieden zufrieden auseinander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt; aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch das Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tages. Es war natür-

lich, daß dieſe Erſcheinung, die ſie im erſten Augenblicke überraſcht hatte, nach meinem Abſchiede manches Nachdenken bey ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß ſie ihre Freunde zuſammen beriefen, um ſich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederhohlen zu laſſen, was ſie Tags vorher mit Verwundrung von mir gehört hatten. Meine Abſicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieſes Abentheuer auf eine ſchickliche Weiſe zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tages gleich nach Tiſche allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten ſich, da ich hineintrat. Der Brief ſey noch nicht fertig, ſagten ſie: und einige ihrer Verwandten wünſchten mich auch kennen zu lernen, welche ſich gegen Abend einfinden würden.

Ich verſetzte: daß ich morgen früh ſchon

abreiſen müſſe, daß ich noch Viſiten zu machen, auch einzupacken habe und alſo lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indeſſen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht geſehen hatte. Er glich ſeiner Schweſter an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, außer dem Hauſe bey einem der öffentlich ſitzenden Notarien hatte ſchreiben laſſen. Der junge Menſch hatte ein ſtilles, trauriges und beſcheidenes Weſen, erkundigte ſich nach ſeinem Oheim, fragte nach deſſen Reichthum und Ausgaben, und ſetzte traurig hinzu: warum er ſeine Familie doch ſo ganz vergeſſen haben möchte? Es wäre unſer größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hieher käme und ſich unſrer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe?

Man ſagt, daß er uns überall verleugne und ſich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete dieſe Frage, welche durch die Unvorſichtigkeit meines Führers bey unſerm erſten Eintritte veranlaßt worden war, auf eine Weiſe, die es wahrſcheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publikum Urſache habe, ſeine Abkunft zu verbergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekannte kein Geheimniß daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Unterredung herbeygetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes, mehr Muth bekam, fing gleichfalls an, ſehr artig und lebhaft zu ſprechen. Sie baten ſehr, ſie ihrem Onkel, wenn ich ihm ſchriebe, zu empfehlen; eben ſo ſehr aber, wenn ich die Reiſe durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Roſalienfeſt mit ihnen zu begehen.

Die Mutter ſtimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, ſagte ſie, ob es ſich zwar eigentlich nicht ſchickt, da ich eine erwachſene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hauſe zu ſehen, und man Urſache hat ſich ſo wohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten; ſo ſollen Sie uns doch immer willkommen ſeyn, wenn Sie in dieſe Stadt zurückkehren.

O ja, verſetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beym Feſte herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feyerlichkeit am beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prächtige Illumination freuen!

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte, daß ich Abſchied nehmen wollte, ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing ſie mit einer

edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeistrung an: ſagen Sie meinem Sohne, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe — hier ſtreckte ſie die Arme aus einander und drückte ſie wieder auf ihrer Bruſt zuſammen — daß ich täglich Gott und unſre heil. Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünſche ihn vor meinem Ende noch einmal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viel Thränen über ihn vergoſſen haben.

Die eigne Zierlichkeit der italieniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Geberden begleitet wurden, mit welchen jene Nation über ihre Aeußerungen einen unglaubigen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder führten mich hinaus und indeß ich die Treppe hinunter ging, sprangen sie auf den Balkon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederhohlten: daß ich ja nicht vergessen möchte wieder zu kommen. Ich sah sie noch auf dem Balkon stehen, als ich um die Ecke herum ging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Antheil, den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte, ihr nützlich zu seyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europas auf dem Wege, zum zweytenmal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner

Ab-

Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen, die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Caſſe und Papiere überſchlug, ſah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch den Mangel von Communication die Entfernung gleichſam ins Unendliche wächſt, ich mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menſchen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbeſſern.

Ich reiſte von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und ohnerachtet der großen Zerſtreuung meiner ſicilianiſchen und übrigen italieniſchen Reiſe, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die

von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, ſich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit, von dieſem, wie von andern Abentheuern zu ſprechen.

Hier iſt eine Ueberſetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchſcheinen laſſe:

"Geliebteſter Sohn!

Den 16ten April 1787 hatte ich Nachricht von Dir durch Herrn Wilton, und ich kann Dir nicht ausdrücken, wie tröſtlich ſie mir geweſen iſt: denn ſeit Du Dich aus Frankreich entfernt hatteſt, konnte ich nichts mehr von Dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, meiner nicht zu vergeſſen: denn ich bin ſehr arm und von allen Verwandten verlaſſen, außer von meiner Tochter Maria Anna, Deiner Schweſter, in deren Hauſe ich lebe. Sie kann mir nicht den völligen Unterhalt geben, aber ſie thut,

was sie kann; sie ist Wittwe mit drey Kindern; eine Tochter ist im Kloster der heil. Catharina, zwey andere sind zu Hause.

Ich wiederhohle, lieber Sohn, meine Bitte, schick mir nur so viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid sind ganz zerrissen.

Wenn du mir etwas schickest oder auch nur einen Brief schreibst, so sende ihn nicht durch die Post, sondern übers Meer, weil Don Matheo (Bracconeri), mein Bruder, Oberpostcommissarius ist.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, mir des Tages einen Tari auszusetzen, damit Deiner Schwester einigermaßen die Last abgenommen werde und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere Dich des göttlichen Gebo-

tes, und hilf einer armen Mutter, die aufs Letzte gebracht iſt. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich von Herzen, auch ſo Donna Lorenza Deine Frau.

Deine Schweſter umarmt Dich von Herzen und ihre Kinder küſſen Dir die Hände. Deine Mutter, die dich zärtlich liebt und die Dich an ihr Herz drückt

Palermo, den 18ten April 1787. Felice Balſamo.

Verehrungswürdige Perſonen, denen ich dieſes Document vorlegte und die Geſchichte erzählte, theilten meine Empfindungen und ſetzten mich in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die ſie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt:

Palermo, den 25. Decbr. 1788.

Geliebteſter Sohn!

Lieber geliebter Bruder!

Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schweſter, die von allen Menſchen verlaſſen ſind und zwey Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hülfe, die Ihr ihnen überſendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jakob Joff, ein engliſcher Kaufmann, ſich viele Mühe gegeben, die Frau Joſeph-Maria Capitummino, gebohrne Balſamo, aufzuſuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hauſe, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß Ihr uns eine Summe Geldes anweiſen laſſen, und daß eine Quittung dabey

wir rufen ihn dankbar an und wünschen, daß er Euch das Glück erhalten möge, deſſen Ihr genießt, und daß er Euer Herz bewegen möge, ſich unſrer zu erinnern. In ſeinem Namen ſegne ich Euch und Eure Frau als liebevolle Mutter, ich umarme Euch, ich Eure Schweſter, daſſelbe thut der Vetter Joſeph (Bracconeri) der dieſen Brief geſchrieben hat, wir bitten Euch um Euren Segen, wie es auch die beyden Schweſtern Antonine und Thereſe thun. Wir umarmen Euch und nennen uns

Eure Schweſter,	Eure Mutter, die Euch
die Euch liebt	liebt und ſegnet,
Joſeph-Maria	die Euch alle Stunden
Capitummino	ſegnet
und	Felice Balſamo
Balſamo.	und Bracconeri.

Die Unterſchriften dieſes Briefes ſind eigenhändig.

Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem sie eigentlich komme, übermachen lassen; um so natürlicher war ihr Irrthum und um so wahrscheinlicher ihre Hoffnungen für die Zukunft.

Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edeln Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bey mir liegt, durch Beyträge vermehren wollen: so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer

entſprungen iſt, welche in unſerm Jahrhundert erſchienen ſind.

Ich werde nicht verfehlen den weitern Verlauf dieſer Geſchichte und die Nachricht von dem Zuſtande, worin meine nächſte Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen, und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzufügen, die ſich mir bey dieſer Geſchichte aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Leſern in ihrem erſten Urtheile nicht vorzugreifen.

Das
römische Carneval.

Indem wir eine Beſchreibung des römiſchen Carnevals unternehmen, müſſen wir den Einwurf befürchten: daß eine ſolche Feyerlichkeit eigentlich nicht beſchrieben werden könne. Eine ſo große, lebendige Maſſe ſinnlicher Gegenſtände ſollte ſich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach ſeiner Art angeſchaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird dieſe Einwendung, wenn wir ſelbſt geſtehen müſſen: daß das römiſche Carneval einem fremden Zuſchauer, der es zum erſtenmal ſieht und nur ſehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge ſonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und ſchmale Straße, in welcher ſich unzählige Menſchen hin und wieder wälzen, iſt nicht zu überſehen; kaum unterſcheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge faſſen kann. Die Bewegung iſt einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein dieſe Bedenklichkeiten ſind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage ſeyn: ob uns die Beſchreibung ſelbſt rechtfertigt.

Das römiſche Carneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich *nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt giebt.*

Der Staat macht wenig Anſtalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt ſich von ſelbſt und die Policey regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier iſt nicht ein Feſt, das wie die vielen geiſtlichen Feſte Roms die Augen der Zuſchauer blendete; hier iſt kein Feuerwerk, das von dem

Caſtell Sanct Angelo einen einzigen überraſchenden Anblick gewährte; hier iſt keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche ſo viel Fremde aus allen Landen herbeylockt und befriedigt; hier iſt keine glänzende Prozeſſion, bey deren Annäherung das Volk beten und ſtaunen ſoll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben: daß jeder ſo thöricht und toll ſeyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Meſſerſtichen faſt alles erlaubt ſey.

Der Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern ſcheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert ſich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechſelſeitige Frechheit und Freyheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In dieſen Tagen freuet ſich der Römer noch zu unſern Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeiner Privilegien

wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem römischen Carneval selbst einmal beygewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht und denen diese wenige Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das römische Carneval versammlet sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feyerlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italiänischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevals-Abend schließt, und womit an andern Orten andere Feyerlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweyhfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnur gerade bis an den venetianischen Pallast. Sie ist ohngefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite

iſt gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beyden Seiten nehmen Pflaſter-Erhöhungen für die Fußgänger ohngefähr ſechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meiſten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man ſieht alſo leicht, daß höchſtens drey Fuhrwerke ſich in dieſer Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo iſt im Carneval die unterſte Gränze dieſer Straße; der venetianiſche Pallaſt die obere.

Spazierfahrt im Corſo.

Schon alle Sonn- und Feſttage eines Jahres iſt der römiſche Corſo belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reyhe ſpazieren: die Wagen kommen vom venetianiſchen Pallaſt herunter,

halten ſich an der linken Seite, fahren, wenn es ſchön Wetter iſt, an dem Obelisk vorbey, zum Thore hinaus und auf den Flaminiſchen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder ſpäter Umkehrenden halten ſich an die andere Seite; ſo ziehen die beyden Wagen-Reyhen in der beſten Ordnung an einander hin.

Die Geſandten haben das Recht, zwiſchen beiden Reyhen auf und nieder zu fahren; dem Prätendenten, der ſich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugeſtanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, iſt dieſe Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und ſucht ſeinen nächſten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Dieſe Abendſpazierfahrt, welche in allen

allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherley Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckigt zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevals-Abend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils

klein, und werden, wegen fremder Herkunft der beſten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein ſolches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anſchließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern beſetzt iſt, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen ſoll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corſo gerichtet, eine Zeitlang ſtill zu ſtehen, führt es alsdann ſachte die Straße hin und giebt ihm oben am venetianiſchen Pallaſt ein wenig Hafer, damit es ein Intereſſe empfinde, ſeine Bahn deſto geſchwinder zu durchlaufen.

Da dieſe Uebung mit den meiſten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl ſind, wiederholt und eine ſolche Promenade immer von einer Anzahl luſtig ſchreyender Knaben begleitet wird; ſo giebt es ſchon einen Vorſchmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen ſoll.

Ehemals nährten die ersten römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberey sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Klasse des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle

breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quasi-Standarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreyhen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beyden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen, und auf diese Weise die

Straße in den Platz herein verlängern. An beyden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feyerlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevals-Freyheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke

vom Capitol, bald nach Mittage das Zeichen giebt, es sey erlaubt, unter freyem Himmel thöricht zu seyn.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geklappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu seyn; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Gallerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit al-

ten gewirkten Tapeten beſchlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert ſelten, daß man ohne Dach ſey.

So ſcheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hauſe tritt, glaubt man nicht im Freyen und unter Fremden, ſondern in einem Saale unter Bekannten zu ſeyn.

Wache.

Indeſſen daß der Corſo immer belebter wird, und unter den vielen Perſonen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern ſpazieren, ſich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat ſich das Militär vor der Porta del Popolo verſammlet. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corſo herauf, und beſetzt ſogleich alle Eingänge in denſelben, er-

richtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi Patroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu

beruhigenden Frau vortreflich ſpielte und ſo ſich den ganzen Corſo hinab zankte, jedem etwas anhängte, indeß ſeine Begleiter ſich alle Mühe zu geben ſchienen, ihn zu beſänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er ſich mit den Weibern unterhält, weiß er die Geſtalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und ſeine Leichtfertigkeit erregt mehr Luſt als Unwillen. Hier kommt ein anderer ſeines Gleichen, der, beſcheidner und zufriedner, ſeine ſchöne Hälfte mit ſich bringt.

Da die Frauen eben ſo viel Luſt haben, ſich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer ſich in Frauenskleidern ſehen zu laſſen; ſo haben ſie die beliebte Tracht des Pulcinells ſich anzupaſſen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt,

in dieſer Zwittergeſtalt oft höchſt reitzend zu ſeyn.

Mit ſchnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt ſich ein Advokat durch die Menge; er ſchreyt an die Fenſter hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geſchichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben ſoll, bald dieſem eine genaue Specification ſeiner Schulden. Die Frauen ſchilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft ſich auf ein Buch, das er bey ſich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er ſucht jedermann zu beſchämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, ſo fängt er erſt recht an; denkt man, er gehe weg, ſo kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und

ſpricht ihn nicht an, er packt einen andern, der ſchon vorbey iſt; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, ſo erreicht die Tollheit ihren höchſten Grad.

Aber lange können ſie die Aufmerkſamkeit des Publicums nicht auf ſich ziehen; der tollſte Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verſchlungen.

Beſonders machen die Quacqueri zwar nicht ſo viel Lärm, doch eben ſo viel Aufſehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri ſcheint ſo allgemein geworden zu ſeyn, durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkiſche Kleidungsſtücke finden zu können.

Die Haupterforderniſſe dieſer Maske ſind: daß die Kleidung zwar altfränkiſch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff ſey. Man ſieht ſie ſelten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, ſie tragen brokatene oder geſtickte Weſten, und der Natur nach muß der Quac-

quero

quero dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo carricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt den Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unartikulirten Laut von

ſich geben, der mit den Conſonanten *brr* verbunden iſt.

Oft geben ſie ſich durch dieſen Ton das Zeichen, und die nächſten erwiedern das Signal, ſo daß in kurzer Zeit dieſes Geſchrille den ganzen Corſo hin- und wiederläuft.

Muthwillige Knaben blaſen indeß in große gewundne Muſcheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man ſieht bald, daß bey der Enge des Raums, bey der Aehnlichkeit ſo vieler Maskenkleidungen, (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corſo auf- und niederlaufen) wenige die Abſicht haben können, Aufſehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müſſen dieſe früh genug im Corſo erſcheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, ſich zu vergnügen, ſeine Tollheit auszulaſſen und der Freyheit dieſer Tage auf das beſte zu genießen.

Beſonders ſuchen und wiſſen die Mädchen und Frauen ſich in dieſer Zeit nach ihrer Art luſtig zu machen. Jede ſucht nur aus dem Hauſe zu kommen, ſich, auf welche Art es ſey, zu vermummen, und weil die wenigſten in dem Fall ſind, viel Geld aufwenden zu können; ſo ſind ſie erfinderiſch genug, allerley Arten auszudenken, wie ſie ſich mehr verſtecken als zieren.

Sehr leicht ſind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu ſchaffen; ſchöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Geſichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenſter und vor jeden hin, und empfangen ſtatt Almoſen Zuckerwerk, Nüſſe und was man ihnen ſonſt artiges geben mag.

Andere machen ſich es noch bequemer, hül-

len ſich in Pelze oder erſcheinen in einer artigen Haustracht nur mit Geſichtsmasken. Sie gehen meiſtentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defenſiv-Waffe ein Beſenchen aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit ſie theils die Ueberläſtigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Geſicht herumfahren.

Wenn einer, auf den ſie es gemünzt haben, zwiſchen vier oder fünf ſolcher Mädchen hineinkommt, weiß er ſich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er ſich hin wendet, fühlt er die Beſenchen unter der Naſe. Sich ernſtlich gegen dieſe oder andere Neckereyen zu wehren, würde ſehr gefährlich ſeyn, weil die Masken unverletzlich ſind, und jede Wache ihnen beyzuſtehen beordert iſt.

Eben ſo müſſen die gewöhnlichen Kleidun-

gen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rükken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fraskatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sichs sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabbarro wird immer für die edelste

Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrey. Die Hörner waren beweglich, er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor neu Verheirathete trat, und Ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern, beyde Hörner recht lang steckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwey Gesichtern steckt einer im Se-

dränge: man weiß nicht, welches ſein Vordertheil, welches ſein Hintertheil iſt, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß ſich auch gefallen laſſen, in dieſen Tagen verſpottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte, fallen den Römern auf, und ſo wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Mahler, beſonders die, welche Landſchaften und Gebäude ſtudieren, in Rom überall öffentlich ſitzen und zeichnen, ſo werden ſie auch unter der Carnevals-Menge emſig vorgeſtellt, und zeigen ſich mit großen Portefeuillen, langen Sürtouts und colaſſaliſchen Reisfedern ſehr geſchäftig.

Die deutſchen Beckerknechte zeichnen ſich in Rom gar oft betrunken aus, und ſie werden auch mit einer Flaſche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgeſtellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinita del monte aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und fest-

tägigen Spazierfahrt die Rede war; nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venetianischen Pallast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Corso aufhört, wenden, und sogleich an der andern Seite wieder heraufahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drey Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter, und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts so gut er kann, und

von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er zierliches oder prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwey Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flohr und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verlohren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bey dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche ohnmaß-

kirt in den Wagen ſitzen, erlauben ihren Kutſchern und Bedienten ſich zu maskiren. Die Kutſcher wählen meiſtentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen ſcheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie ſind oft anſtändig, ja reitzend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodiſchem Putz, mit hoher Friſur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, ſo muß er ſich gefallen laſſen, daß ihm einer unter die Naſe tritt und ihm zuruft: O fratello mio che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutſcher einer oder ein paar ſeiner Freundinnen den Dienſt, wenn er ſie im Gedränge antrift, ſie auf den Bock zu heben. Dieſe ſitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an ſeiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Abſätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben ſo machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß ſie ſich noch, wie auf die engliſchen Landkutſchen, oben auf den Kaſten ſetzten.

Die Herrſchaften ſelbſt ſcheinen es gerne zu ſehen, wenn ihre Wagen recht bepackt ſind; alles iſt in dieſen Tagen vergönnt und ſchicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und ſchmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenſtern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuſchauer auf die mit Zuſchauern angefüllten Gerüſte, auf die langen Reihen beſetzter Stühle an beyden Seiten der Straße herunterſchauen. Zwei Reihen Kutſchen bewegen ſich langſam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutſche einnehmen könnte,

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung giebt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherley Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutſchpferden ausweicht, fühlt er, ehe er ſichs verſieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutſchen durch die Mitte zwiſchen den beyden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papſtes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieſer Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite

ein,

ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen ſich, ſo gut ſie können, zwiſchen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weiſe bey Seite. Und wie das Waſſer, wenn ein Schiff durchfährt, ſich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zuſammenſtürzt; ſo ſtrömt auch die Maſſe der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zuſammen. Nicht lange, ſo ſtört eine neue Bewegung die gedrängte Geſellſchaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; ſein großer Staatswagen und die Wagen ſeines Gefolges ſchwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimiſche und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, ſo iſt vielleicht dieſes der ein-

zige Fall, wo eine Maſſe von Menſchen ſich glücklich preiſt, wenn er ſich entfernt.

Wenn dieſe beyden Züge der erſten Gerichts- und Policeyherren von Rom, nur um das Carneval feyerlich zu eröffnen, den erſten Tag durch den Corſo gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu groſſer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls dieſen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrſcherin der Könige an das Faſtnachtsſpiel ſeiner königlichen Prätenſionen.

Die Geſandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen ſich deſſen ſparſam und mit einer humanen Diſcretion.

Schöne Welt am Pallaſt Ruspoli.

Aber nicht allein durch dieſe Züge wird die Circulation des Corſo unterbrochen und gehindert; am Pallaſt Ruspoli und in deſſen

Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, ſind die Pflaſterwege an beyden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die ſchöne Welt ihren Platz, und alle Stühle ſind bald beſetzt oder beſprochen. Die ſchönſten Frauenzimmer der Mittelklaſſe, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen ſich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchſchauen; jeder iſt neugierig unter den vielen männlichen Geſtalten, die dort zu ſitzen ſcheinen, die weiblichen heraus zu ſuchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht zu entdecken. Hier an dieſem Flecke ſtockt die Bewegung zuerſt; denn die Kutſchen verweilen ſo lange ſie können in dieſer Gegend, und wenn man zuletzt halten ſoll, will man doch lieber in dieſer angenehmen Geſellſchaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beynahe ängstlichen Zustande gegeben hat; so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit, durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeygehenden guten Freund, um sich von ihm unter der Menge und Maske bemerken zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre, und die lose Freundinn entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu

haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gipszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Drageen haben, in großen Körben zum Verkauf, mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen, greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu

vertheidigen. Mit niedergelaſſenen Kutſchenfenſtern erwartet man den Angrif, man ſcherzt mit ſeinen Freunden, und wehrt ſich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieſer Streit ernſtlicher und allgemeiner, als in der Gegend des Pallaſts Ruspoli. Alle Masken, die ſich dort niedergelaſſen haben, ſind mit Körbchen, Säckchen, zuſammengebundnen Schnupftüchern verſehen. Sie greifen öfterer an als ſie angegriffen werden; keine Kutſche fährt ungeſtraft vorbey, ohne daß ihr nicht wenigſtens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger iſt vor ihnen ſicher; beſonders wenn ſich ein Abbate im ſchwarzen Rocke ſehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin ſie treffen, abfärben; ſo ſieht ein ſolcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel ſehr ernſthaft und allgemein, und man ſieht

mit Erſtaunen, wie Eiferſucht und perſönlicher Haß ſich freyen Lauf laſſen.

Unbemerkt ſchleicht ſich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der erſten Schönheiten ſo heftig, und ſo gerade, daß die Geſichtsmaske wiederſchallt, und ihr ſchöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beyden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen ſtürmen ſie gewaltig auf den Angreifenden los; er iſt aber ſo gut vermummt, zu ſtark geharniſcht, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden ſollte. Je ſicherer er iſt, deſto heftiger ſetzt er ſeinen Angrif fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabbaros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch ſeine Grobheit und Ungeſtüm jedermann beleidigt, ſo nehmen die Umherſitzenden Theil an dieſem Streit, ſparen

ihre Gipskörner nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ohngefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abentheuer ausgeht, einen Sekundanten bey sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gips-Confetti handeln, während des Streits, mit ihren Körben geschäftig sind, und einem jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge italiänischer Policey, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bey den Zuschauern vorbeyfährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so

daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloſſen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, ſich langſam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corſo.

Indeſſen in dem Mittelpunkte des Corſo dieſe lebhaften und heftigen Spiele einen groſſen Theil der ſchönen Welt beſchäftigen, findet ein anderer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corſo eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der franzöſiſchen Akademie, tritt in ſpaniſcher Tracht, mit Federhut, Degen und groſſen Handſchuhen, unverſehens mitten aus den von einem Gerüſte zuſchauenden Masken, der ſogenannte Capitano des italiäniſchen Theaters auf, und fängt an ſeine groſſe Thaten zu Land und Waſſer in emphatiſchem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, ſo

erhebt ſich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben ſcheint, macht er die Großſprecherey jenes Helden durch Wortſpiele und eingeſchobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeygehende ſtehen, und hört dem lebhaften Wortwechſel zu.

Pulcinellen = König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun ſich zuſammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Muſik, und führen ihn unter lautem Geſchrei auf einem verzierten Wägelchen den Corſo herauf. Alle Pulcinelle ſpringen herbey, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen ſich mit Geſchrey und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erſt, wie jeder dieſe allgemeine Maske zu vermannichfaltigen ſucht.

Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu ſeinem ſchwarzen Geſicht, der dritte hat ſtatt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenſtraßen.

Das entſetzliche Gedränge, das wir unſern Leſern ſo viel als möglich zu vergegenwärtigen geſucht haben, zwingt natürlicher Weiſe eine Menge Masken aus dem Corſo hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zuſammen, da finden luſtige Geſellen Platz, allerley tolle Schauſpiele vorzuſtellen.

Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wäm-

sern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu seyn, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entstehet ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Parthey zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbey gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bey, sie geberdet sich jämmerlich,

ein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwey Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier manche Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem einer huft, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdenn geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder

wenn

wenn ein Nebengäßchen in der Nähe iſt, muß er ohne Verſchulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich ſind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutſchen beſetzt, die zu ſpät kamen und, weil der Umgang der Wagen ſchon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert ſich nun immer mehr, und auf dieſen Augenblick iſt das Intereſſe ſo vieler tauſend Menſchen geſpannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüſte vermehren nun ihr anbietendes Geſchrey: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Es iſt darum zu thun, daß ihnen wenigſtens in dieſen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze beſetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen, oder bey Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereiniget worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drey mit Teppichen behängten Fassaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild ei-

nes alten Amphitheaters oder Cirkus. Ueber dem mittelſten Gerüſte ſteigt die ganze Länge des Obelisks in die Luft; denn das Gerüſte bedeckt nur ſein Piedeſtal, und man bemerkt nun erſt ſeine ungeheure Höhe, da er der Maaßſtab einer ſo großen Menſchenmaſſe wird.

Der freye Platz läßt dem Auge eine ſchöne Ruhe, und man ſieht die leeren Schranken mit dem vorgeſpannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corſo herab, zum Zeichen, daß er gereiniget iſt, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutſchen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooſ'ter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch ſonſt eine Bedeckung auf

dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig. Die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum

Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freyen Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hinein kommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ohngeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbey. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlaßnen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das

Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am venetianiſchen Pallaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſt zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feyerlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten, und warum ſie ſich daran ergötzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwiſchen den Wagen, darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts ſtehen,

und zufälliger Weiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſeyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeyeilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor, und trift gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Choc niederſtürzte, drey der folgenden über das erſte hinausfielen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefallnen weg ſprangen, und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuſchauer, unter ſolchen Umſtänden, ihr Leben eingebüßt. Eben ſo kann ein großes Unheil entſtehen, wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen großen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen, und es dadurch umzukehren, und

an die Seite zu rennen, zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bey dem venetianischen Pallast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöf't; dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso wiederholt, und in der Gegend des Obelisks das letztemal gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an sei-

nem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrieß-licher Zeitpunkt, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhn-lichen ſonn- und feſttägigen Spazierfahrten auflöſet. Dort ſind keine Wachen, und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine all-gemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber ſobald Ave Maria geläutet wird, läßt ſich niemand ſein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtände einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſ-ſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corso zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen; so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschoßnen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, so können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trift, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt ſich dieſe Verwirrung, zwar ſpäter, aber meiſtens glücklich. Die Nacht iſt eingetreten und ein jedes wünſcht ſich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Geſichtsmasken ſind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen ſieht man allenfalls noch Tabbaros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt ſich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernſthafte Opern mit eingeſchobenen Balletten; Valle und Capranica Comödien und Tragödien mit komiſchen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen nach,

und so giebt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater, Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens Ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was

die römiſchen allenfalls Beſonderes haben möchten, hier einlaſſen wollten. Unſre Leſer erinnern ſich, daß an andern Orten von dieſem Gegenſtande gehandelt worden.

Feſtine.

Gleichfalls werden wir von den ſo genannten Feſtinen wenig zu erzählen haben; es ſind dieſes große maskirte Bälle, welche in dem ſchön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabbarros ſowohl von den Herren als Damen für die anſtändigſte Maske gehalten, und der ganze Saal iſt mit ſchwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken miſchen ſich drunter.

Deſto größer iſt die Neugierde, wenn ſich einige edle Geſtalten zeigen, die, wiewohl ſeltener, aus den verſchiedenen Kunſtepochen ihre Masken erwählen, und verſchiedene Statuen,

welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier egyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Consul, mehr oder weniger gut, und nach dem Costume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bey diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der englischen, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken. Zum Beyspiel: Es entzweyen und versöhnen sich zwey Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind, durch die pantomimischen Ballette, an stark gezeichnete Gesticulation ge-

wöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtiget, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftiget, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzelane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk: Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitſche, treibt es vor ſich her, ſo, daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn, ſo geſchwind als möglich, zurückzulegen.

Ungefähr zwey Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Cirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Thorheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder, und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren ſich, wie natürlich,

lich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwey Stunden vor Nacht ſtille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr herein rücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder ſucht aufs baldigſte unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnſucht als jemals.

Endlich rauſcht auch dieſer Augenblick vorbey, die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuſchauer, weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig, alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balcone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine criſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen; indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit

bunten Papierlaternen zeigen ſich, unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwey, drey Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favorit-Verwünſchung der Römer sia amazzato hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

Sia amazzato chi non porta moccolo! Ermordet werde, der kein Lichtſtümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht. Anzünden und ausblaſen und ein unbändiges Geſchrey: sia amazzato, bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen, oder das ſeinige wieder anzuzünden und bei dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöſchen. Und je ſtärker das Gebrüll sia amazzato von allen Enden wiederhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinn, deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſey, wo dieſe Verwünſchung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert ſich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanſtändige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, ſo wird sia amazzato dieſen Abend zum Loſungswort, zum Freudengeſchrey, zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Komplimente.

So hören wir ſpotten: sia amazzato il Signore Abbate che fa l'amore. Oder einen vorbeygehenden guten Freund anrufen: Sia amazzato il Signore Filippo. Oder Schmeichelei und Kompliment damit verbinden: Sia amazzata la bella Principessa! Sia amazzata la Signora Angelica la prima pittrice del Secolo.

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrey geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beyſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen,

kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreien: sia amazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweis't; der Knabe behauptet die Freyheit dieses Abends, und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sichs nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrey so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst

den gesundsten Sinn schwindlen; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedruckt oder sonst beschädigt werden sollte.

Und doch weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinweg sehnt, jeder ein Güßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erholung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bey einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden

macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aſchermittwoch.

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück, als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während dem Lauf dieſer Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebährerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feyerlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter

dem Ueberdrusse auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freyem Gesicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße, nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

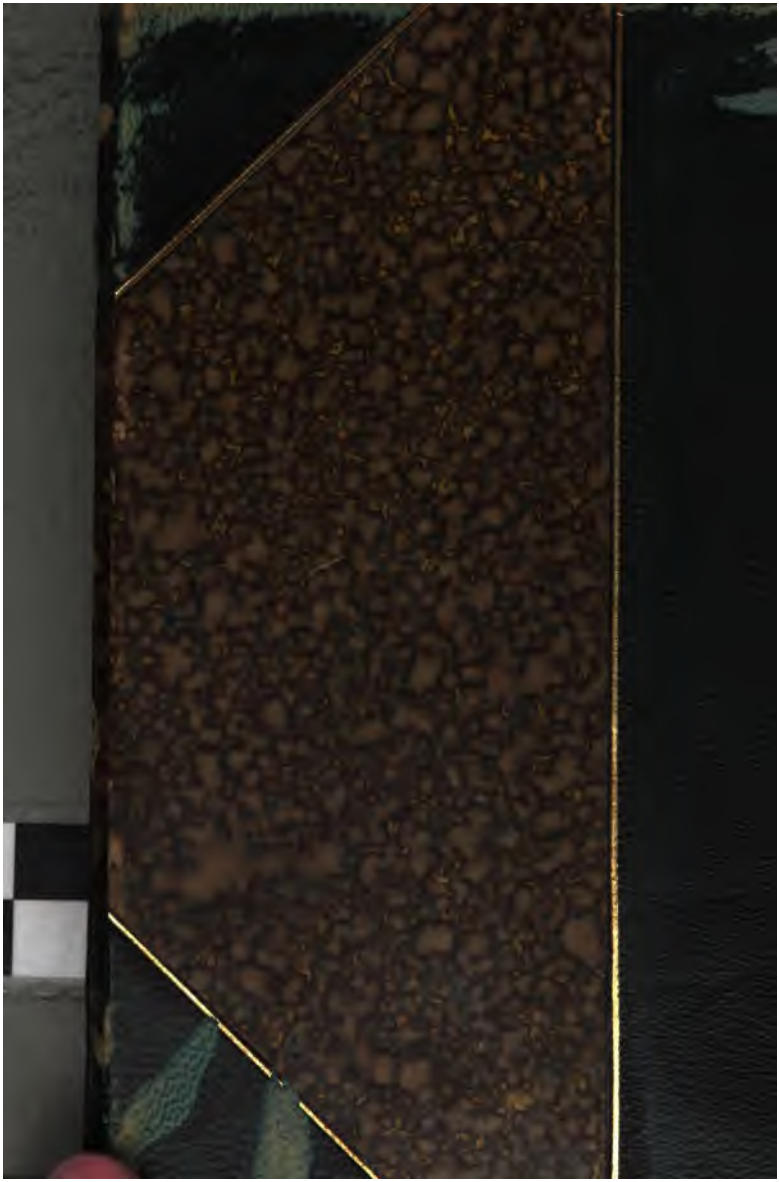
Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint; so bemerken wir: daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeyfliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns er-

scheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freyheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüstern ängstlich-süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das römische Carneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringscheinenden Lebensgenusses, erinnert werden möge.

Inhalt.

I. Der Groß-Cophta. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. . . . . S. 3

II. Des Joſeph Balſamo, genannt Caglioſtro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von ſeiner in Palermo noch lebenden Familie. . . . 345

III. Das römiſche Carneval. 385